



# zur debatte

3/2018

Themen der Katholischen Akademie in Bayern



**4**  
BR-Intendant Ulrich Wilhelm hielt die Laudatio auf die Träger des Ökumenischen Preises



**9**  
Die Fernsehjournalistin Dr. Sabine Rauh moderierte das Gespräch der Preisträger



**13**  
Profi-Bergsteiger Thomas Huber begeisterte die Zuhörer, machte sie aber auch nachdenklich



**13**  
Am Kletterseil und auch beim Gespräch eine gute Figur: Bischof Gregor Maria Hanke OSB von Eichstätt



**19**  
Prof. Dr. Heinz Bude fragte, was die Schule zur Gesellschaft beitragen kann?



**25**  
Wie Martin Luther zu Herrschaft und Gewalt stand, analysierte Prof. Dr. Klaus Unterburger



**31**  
Prof. Dr. Klaus Zierer zeigte, welche Perspektiven Wilhelm von Humboldt heute noch für Bildung bietet



**46**  
Dr. Veronika Weidner stellte die zentralen Thesen ihrer ausgezeichneten Dissertation vor

## Ökumenischer Preis 2017



Fotos (29): Robert Kiderle

Die Preisträger mit BR-Intendant Ulrich Wilhelm (li.) und Akademiendirektor Dr. Florian Schuller.

Die Katholische Akademie Bayern verlieh am 18. Dezember 2017 ihren Ökumenischen Preis an Heinrich Bedford-Strohm, Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, und Reinhard Kardinal Marx, Erzbischof von München und Freising. In seiner Laudatio würdigte BR-Intendant Ulrich Wilhelm die

beiden Bischöfe als „Glücksfall für das Miteinander der Kirchen“. Beide hätten eine neue Komponente in die Ökumene eingebracht, „die Ökumene der Freundschaft“. In einem Gespräch, das Sie neben Begrüßung und Laudatio im Folgenden abgedruckt finden, erläuterten die Preisträger, wie sie Ökumene verstehen.

## Eine Ökumene der „geistlichen Freundschaft“

Florian Schuller

### I.

Der Schriftsteller Max Frisch pflegte mit Vorliebe Fragebögen zu erstellen. Bei einem lautet die erste Frage: „Halten Sie sich für einen guten Freund?“ Sie alle, davon gehe ich aus, würden mit „Ja“ antworten.

Nicht zuletzt deshalb haben Sie sich wohl hier eingefunden, oder nehmen – wie und wo auch immer – per Liveschaltung des Bayerischen Fernsehens oder des Hörfunks unter B5plus teil, weil Sie ein guter Freund, eine gute Freundin sind der Katholischen Akademie Bayern, und/oder der Ökumene, und/oder im Speziellen der beiden Preisträger, um die es heute Mittag geht. Sie alle heiße ich sehr herzlich willkommen.

Kirchlich war 2017 geprägt vom Gedenken an den entscheidenden Impuls Martin Luthers 1517. Mit einigem Abstand zu heute dürfte es aber ziemlich spannend werden, den unterschiedlichen Erwartungen oder Befürchtungen im zeitlichen Vorfeld nachzugehen, genauso wie den konkreten Wahrnehmungen während des Jahres und den Resümees jetzt gegen Ende. Die Spannweite ist dabei jeweils sehr groß.

### II.

Wir hier in der Katholischen Akademie Bayern wollen weder Jubelrufe auslösen noch ebensolche mies machen, weder Kritik aus ganz unterschiedlichen konfessionellen Richtungen oder innerkirchlichen Strömungen verdrängen noch welche verstärken, weder Bilanz ziehen noch Forderungen nach weiteren Konse-

quenzen formulieren. Dies wird, sauber reflektiert, vielerorts geleistet.

Unser Anliegen, heute den Ökumenischen Preis der Katholischen Akademie Bayern zu verleihen, hat einen bescheideneren Grund. Wir wollen ein Geschehen in Erinnerung rufen, das einerseits deutlich vor Augen steht, dessen Weiterungen aber andererseits unserer Einschätzung nach bisher viel zu wenig in den Blick gerückt wurden. Ich bezeichne es mit dem alten Begriff der „geistlichen Freundschaft“.

Je weiter nämlich das Gedenkjahr 2017 vorangeschritten war, um so mehr wurden Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm und Kardinal Reinhard Marx bei Gottesdiensten, sonstigen Auftritten oder bei Wortmeldungen als ökumenisches Paar wahrgenommen. Und mit der Zeit wurde deutlich, dass da nicht nur die Chemie zwischen beiden stimmte, sondern tatsächlich so etwas wie echte menschliche Freundschaft entstanden war und sich immer mehr vertiefte.

Dies passierte aber, so nicht nur mein persönlicher Eindruck, auch vielerorts, wo sich in diesem Gedenkjahr katholische und evangelische Christen trafen, zum Beispiel aus benachbarten Pfarrgemeinden, die bis dahin nebeneinander her lebten. Bei all diesen persönlichen Begegnungen wird nun aber eine allgemeinere Herausforderung deutlich – in der heutigen kulturellen, kirchlichen, religiösen Grundsituation.

### III.

Denn dass klassische, gewachsene Strukturen, die bisher ausschlaggebend

# Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

Die letzte Nummer 2-2018 unserer „debatte“ hatte viele farbige Illustrationen aufgewiesen. Die zweite Besonderheit war, dass es – neben „Menschenbild(er) der Reformationszeit“ – nur ein großes zentrales Thema gab: „Schöpfung“. In dieser Ausgabe 3-2018 ist es nun genau umgekehrt.

Gedruckt ganz klassisch in Schwarz-Weiß, präsentiert sie diesmal einen bunten Strauß ziemlich unterschiedlicher Themen. Das Spektrum reicht vom viel beachteten und live im BR übertragenen Ökumenischen Preis 2017 bis zu Wilhelm von Humboldt, vom Akademiegespräch mit Bundeswehroffizieren über Herrschaft und Gewalt oder einem Bericht über die Treffen mit „Young Professionals“ bis zum Respekt in der Schule, von der Frage nach dem Westen bzw. dem christlichen Abendland bis zum Lyriker Christian Lehnert, von der „Verborgenheit Gottes“ bis zu einem „Bischof am Kletterseil“.

Diese bunte thematische Palette reizte mich nun, im berühmten „Deutschen Wörterbuch“ der Brüder Grimm einmal nachzusehen, was die beiden denn zum Wort „bunt“ zusammengetragen hätten. Da fand ich dann unter anderem: „eine menschenmenge, wie sie lärmt, wühlt und tobt, erscheint auch bunt und gemischt in farben, vielartig in gesinnung; das leben, die zeit rauscht in bunten bildern vorüber: was nur immer in einem bunten, rauschenden leben vorkommen mag.“

Ja, diese Umschreibungen, besser: diese Beispiele von „bunt“ könnten eigentlich, so zog es mir durch den Sinn, ziemlich umfassend beschreiben, welchen Fragestellungen sich eine Akademie zu stellen hat: nämlich der „Menschenmenge, vielartig in Gesinnung“, dem Leben, der Zeit, die „in bunten Bildern vorüberrauschen“.

Angesichts des in diesem Sinne bunten Treibens des Lebens und der Menschen könnte man dann auch – um noch einmal den Jubilar des Jahres 2017 in Erinnerung zu rufen – an Martin Luthers Spruch aus seinen Tischreden denken: „Unser Herrgott macht seinen Willen sehr bunt und kraus, dass sich schier niemand drein schicken kann“. Und schon wäre man mitten in zentralen theologischen Überlegungen.

Sie sehen, in welche Höhen (oder Abgründe) ein simpler erster Blick in das Inhaltsverzeichnis unserer „debatte“ führen kann. Und auch, in welche Gelassenheit. Ein Sinnspruch im „West-Östlichen Divan“ Johann Wolfgang von Goethes lautet: „Welch eine bunte Gemeinde! / An Gottes Tisch sitzen Freund' und Feinde.“

Ihnen viele bunte, aufbauende Lebens- und Leseerfahrungen,

Ihr

Dr. Florian Schuller

waren für die Glaubenspraxis, für das Zeugnis des Glaubens in der Öffentlichkeit, zunehmend unter Druck geraten, ist inzwischen Allgemeingut: es betrifft territoriale Pfarrstrukturen, Familien, auch kirchliche Verbände oder Vereine, die Kirchen selbst als Großinstitutionen. Eine individualisierte, personalisierte Lebensgestaltung, Lebensdeutung und Lebensbewältigung macht für den christlichen Glauben neue Formen von Gemeinschaft nötig, ohne natürlich die bisherigen zu ersetzen. Und zu den neuen Formen werden nicht zuletzt auch Formen freundschaftlicher Verbundenheit gehören, gehören müssen.

Eigentlich böte dazu christliche Identität eine fundamentale Offenheit. Während es nämlich für Philosophie und Religionen der Antike undenkbar gewesen wäre, mit Göttern oder der Gottheit Freundschaft eingehen zu können, heißt es gerade in jenem Johannesevangelium, das die göttliche Hoheit Jesu stark betont: „Ich habe euch Freunde genannt.“

## IV.

Wenn man dann anfängt, nachzudenken, was Freundschaft eigentlich sei, kommt man um den alten Römer Marcus Tullius Cicero nicht herum. Im ersten Jahrhundert vor Christus hat er – selber über 60 Jahre alt – seinem Freund Atticus eine Schrift, einen Dialog gewidmet: „*Laelius de amicitia*“, „*Laelius über die Freundschaft*“. Es wurde das abendländische Grundlagenwerk zum Thema. Und so blättere ich diesen Dialog Ciceros durch, blicke natürlich zunächst gleich auf die beiden Preisträger und finde bei Cicero die

*Eine individualisierte, personalisierte Lebensgestaltung und Lebensbedeutung und Lebensbewältigung macht für den christlichen Glauben neue Formen von Gemeinschaft nötig, ohne natürlich die bisherigen zu ersetzen.*

Überlegung, dass sich Macht, hohe Stellung und Freundschaft meistens ausschließen. „So erklärt es sich, dass man wahre Freundschaft nur schwer bei Männern antrifft, die hohe Ämter innehaben oder überhaupt im öffentlichen Leben stehen.“ (17/64)

Dass dies trotzdem bei Ihnen beiden möglich war, freut uns besonders und wir sind dankbar, dass wir Sie heute hier haben: Sehr verehrter Herr Kardinal Reinhard Marx, eskortiert von Kardinal Friedrich Wetter und allen Repräsentanten der bayerischen Diözesen und katholischen Institutionen. Und Sie, sehr verehrter Herr Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm, eskortiert von Ihrer Familie und Ihrem Vorgänger zusammen mit Dr. Irmgard Schwaetzer, Präses der Synode der EKD, und Dr. Annethrin Preidel, Präsidentin der Landessynode Bayern, sowie allen Repräsentanten lebendiger Reformationsgeschichte. Ganz herzlich willkommen!

## V.

Bei Cicero finde ich: „Was ist denn angenehmer, als jemanden zu haben, mit dem du dich vertrauen kannst, alles so zu bereden wie mit dir selbst?“ (6/22) Heute zeigt sich als ein solcher Freund der Intendant des Bayerischen Rundfunks, Ulrich Wilhelm, der in seiner Laudatio mit den beiden Preisträgern wie mit sich selbst ins Gespräch kommen wird. Intensiven Dank dafür schon jetzt! Und Frau



In der ersten Reihe: Dr. Annethrin Preidel, Präsidentin der Landessynode der ELKB, Dr. Irmgard Schwaetzer, Präses der Synode der EKD, Herzog Franz von Bayern und Friedrich Kardinal Wetter (v. l. n. r.).

Dr. Sabine Rauh wird dann diesen Blick in die Herzen beider noch vertiefen.

Cicero meint: „Zu einer guten Freundschaft gehört es, zu ermahnen und sich ermahnen zu lassen. Das eine muss man freimütig tun, aber nicht verletzend, das andere gilt es geduldig hinzunehmen, ohne Widerstreben.“ (25/91) Dieser Freimut und diese Geduld sei allen Vertretern aus dem weiten Bereich der Ökumene zugesprochen, die den beiden Preisträgern hier an diesem Tag die Ehre geben: den Vertretern der Orthodoxie und der orientalischen Kirchen neben denen der evangelischen und katholischen Tradition, eingeschlossen mit besonderer Nähe die Ökumene mit den Juden.

Aber eine echte Freundschaft ist auch Gefahren ausgesetzt, warnt Cicero: „Denn es käme öfter vor, dass etwas nicht für beide förderlich sei, oder man habe nicht die gleiche politische Überzeugung.“ (10/33) Dies gibt mir Gelegenheit, alle Politikerinnen und Politiker willkommen zu heißen, Danke für Ihre so zahlreiche und diesen Preis bestätigende Präsenz.

Weiter mit Cicero, der lobt als besonders gut „Menschen, die sich so verhalten, so leben, dass ihr Rechtsgefühl und ihre edle Gesinnung erprobt sind, bei denen sich keine Skrupellosigkeit findet und die ihre Charakterfestigkeit unter Beweis stellen“ (5/19). Mit diesen Charakteristika von „Rechtsgefühl“, „edler Gesinnung“ und „Charakterfestigkeit“ begrüße ich alle Vertreter der Wissenschaft und der Kultur, der Justiz und der staatlichen Verwaltung, der Polizei und der Bundeswehr.

Bei Cicero findet sich auch eine bündige Definition von Freundschaft. Sie lautet: „Es ist nämlich die Freundschaft nichts anderes als Übereinstimmung in allen göttlichen und menschlichen Dingen, verbunden mit Sympathie und Liebe.“ (6/20) Den Begriff „Übereinstimmung“, „consensio“, wörtlich „Zusammenfühlen“ nehme ich zum Anlass, dem Philharmonischen Chor München unter der Leitung von Professor Andreas Herrmann sehr herzlich dafür zu danken, dass dessen musikalisches Zusammenfühlen“, dessen „consensio harmonica“ uns freund-



Kardinal Reinhard Marx begrüßt Dr. Christian Schaller, stellv. Direktor des Instituts Papst Benedikt XVI. in Regensburg.



Der Theologe und Philosoph Prof. Dr. Richard Heinzmann (re.) im Austausch mit dem Orientalisten Prof. Dr. Georges Tamer.

schaftlich und musikalisch durch die Feststunde begleitet.

Dann lande ich in meiner Cicero-Lektüre beim Satz: „Unter Freunden soll, wenn ihre sittliche Haltung ohne Zweifel ist, in allen Angelegenheiten, Plänen und Vorhaben ausnahmslos Gemeinsamkeit bestehen.“ (17/61) Diesen Satz will ich auf die Mitglieder unserer Akademieleitung münzen. „Ohne Zweifel“ haben wir in den „Plänen und Vorhaben“ dieses Ökumenischen Preises „ausnahmslos Gemeinsamkeit“ gepflegt“. Danke dafür!

Ein letztes Zitat des Römers Cicero: „Würdig der Freundschaft sind die, deren Persönlichkeit der Grund dafür ist, dass man sie liebt. Eine seltene Gattung! Rarum genus!“ (21/79) Lassen Sie mich mit dieser Einschätzung in hohem Respekt auf Sie alle blicken. Und weil die Zeit es nicht erlaubte, die vielen Namen der Anwesenden einzeln zu würdigen, das tun, was wir hier bei uns in Bayern sehr gerne tun: ich begrüße Herzog Franz von Bayern und stellvertretend mit ihm und in ihm nochmals Sie alle.

## VI.

Es gibt noch einen zweiten Autor, über den man in einer solchen Stunde nachdenken muss, den Zisterzienser Aelred von Rieval aus dem 12. Jahrhundert. Der hat ebenfalls einen Dialog geschrieben, mit dem Titel „*de spiritali amicitia*“, „von der geistlichen Freundschaft“, und betont gleich auf der ersten Seite, wie intensiv er sich zu diesem Thema mit Cicero auseinandersetzen musste. Bekanntlich, sehr verehrter Herr Landesbischof, war der Zisterzienser Bernhard von Clairvaux jener Mönch, den Martin Luther zeitlebens verehrte. Der evangelische Berliner Kirchenhistoriker Christoph Marksches hat an mehr als 800 Stellen der Schriften des Reformators Zitate von Bernhard gefunden.

In Bernhards Tradition schreibt Aelred von Rieval seine Betrachtungen zur geistlichen Freundschaft: „Ecce ego et tu et spero, quod tertius inter nos Christus sit.“ „Ich und du – und ich hoffe, dass der Dritte zwischen uns Christus sei.“



Domdekan Prälat Dr. Lorenz Wolf, Leiter des Katholischen Büros in Bayern und Mitglied der Akademielei-

tung, mit Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm und seiner Frau Debora Bedford-Strohm.

## VII.

Darum geht es bei geistlicher Freundschaft, die mehr sein soll als rein menschliche Freundschaft. Dass jener Dritte lebendig sei in Ihrer Freundschaft, sehr verehrter Herr Kardinal und sehr verehrter Herr Landesbischof, ist mein, ist unser aller Wunsch.

Sie hätten dazu ein berühmtes Vorbild aus der Zeit der Kirchenväter im 4. Jahrhundert – jene Freundschaft zwischen den beiden Bischöfen Gregor von Nazianz und Basilius dem Großen. Gregor formulierte es so: „Der eine hatte diesen, der andere jenen Zunamen. Er hat ihn von den Eltern geerbt oder ihn durch eigenes Mühen und Arbeiten erworben. Uns aber war es die eine große Wirklichkeit und der eine große Name: Christen zu sein und Christen zu heißen.“

## VIII.

Hohe Festversammlung, wir stehen wenige Tage vor Weihnachten. In der klassischen Liturgie des Stundengebetes werden die sieben letzten Tage vor dem Heiligen Abend geprägt von den sogenannten „O-Antiphonen“. Mit dem Auftaktruf „O“ wird jeweils ein alttestamentliches Bild in Erinnerung gerufen, von dem her dann Jesus verstanden wird, der kommen möge, uns zu erlösen: „O Weisheit“, oder „O Wurzel Jesse“, „O Morgenstern“.

Heute am 18. Dezember lautet diese Antiphon: „O Adonai et Dux domus Israel, qui Moysi in igne flammae rubi apparuisti, et ei in Sina legem dedisti.“

*„Ich und du – und ich hoffe, dass der Dritte zwischen uns Christus sei.“ Darum geht es bei geistlicher Freundschaft, die mehr sein soll als rein menschliche Freundschaft.*

veni ad redimendum nos in brachio extento.“ Auf Deutsch: „O Herr und Führer des Hauses Israel, im flammenden Dornbusch bist du dem Mose erschienen und hast ihm auf dem Berg das Gesetz gegeben: o komm und befreie uns mit ausgestrecktem Arm.“

Im Buch Exodus/2. Buch Mose, 33, 11 heißt es: „Der HERR aber redete mit Mose von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann mit seinem Freunde redet.“ Er, der im brennenden Dornbusch und auf dem Berg Sinai dem Mose erschien. Ein Gespräch zwischen Freunden. Der Dritte in geistlicher Freundschaft unter Glaubenden.

## IX.

Liebe Mitmenschen, ein letztes Zitat von Cicero: „Wie viele Ziegen und Schafe einer hat, das weiß jeder genau, wie viele Freunde aber, das kann er nicht sagen.“ (17/62) Vielleicht könnte es ja für jeden von uns ein Vorsatz im kommenden Jahr sein, einmal daraufhin die eigenen ökumenischen Kontakte genauer anzusehen. Und da könnte man dann die Frage Nummer acht aus dem eingangs erwähnten Fragebogen von Max Frisch hinzunehmen, die lautet: „Ist es schon vorgekommen, dass Sie überhaupt gar keine (ich füge hinzu: ökumenische) Freundschaft hatten, oder setzen Sie dann ihre diesbezüglichen Ansprüche einfach herab?“ □

## Themen „zur debatte“

Editorial	2
<b>Ökumenischer Preis 2017</b>	
Eine Ökumene der „geistlichen Freundschaft“ Florian Schuller	1
Ein wahrer Glücksfall für das Miteinander der Kirchen Ulrich Wilhelm	4
Gespräch mit den Preisträgern	7
<b>Der Bischof am Kletterseil</b>	
13	
<b>Respekt?!</b>	
Was die Schule zur Gesellschaft beitragen kann? Heinz Bude	19
Autoren zu Gast bei Albert von Schirnding	
<b>Christian Lehnert</b>	
Eine Einleitung Albert von Schirnding	23
<b>Herrschaft, Gewalt, Krieg</b>	
Rückfragen an Martin Luther Klaus Unterburger	25
<b>Young Professionals im Jahr 2017</b>	
Ein Bericht von Astrid Schilling	30
<b>Humboldt Revisited</b>	
Wilhelm von Humboldt. Perspektiven und Fragestellungen seines Bildungsverständnisses heute Klaus Zierer	31
Bildung unter dem Joch von Wirtschaftlichkeit?	33
<b>Was ist der „Westen“?</b>	
Auch eine Diskussion zum „Abendland“	37
<b>Kardinal Wetter Preis 2017</b>	
43	
Begrüßung durch den Dekan der Katholisch-Theologischen Fakultät Andreas Wollbold	43
Grußwort des Präsidenten der Ludwig-Maximilians-Universität Bernd Huber	44
Laudatio auf Veronika Weidner Armin Kreiner	45
Die Preisträgerin im Gespräch	46
Impressum	29

# Ein wahrer Glücksfall für das Miteinander der Kirchen

Ulrich Wilhelm

## I.

War's das schon? Das Jahr des 500. Gedenkens der Reformation? „Kein Fortschritt“ – so haben manche Beobachter nach dem Reformationstag, dem 31. Oktober, diagnostiziert. Die Kirchen hätten das Jubiläumsjahr nicht dazu nutzen können, um die Ökumene voranzubringen. Anderswo las ich:

„Kuscheln ja“ – wohl bezogen auf die beiden Preisträger, die wir heute ehren, „miteinander gehen aber wohl nicht.“ Dabei wurde die Frage, was das Jahr denn nun gebracht hat, meist zugespitzt auf das Gemeinsame Abendmahl, das ja nach wie vor nicht möglich ist.

Ich glaube, diese Einschätzungen sind kurzichtig. Sie übersehen zum einen, dass Kirche es stets mit einem langen Atem zu tun hat. Sie übersehen zum anderen, welche wichtige Impulse dieses Reformationsgedenken gebracht hat: Impulse, die noch vor wenigen Jahren undenkbar waren. Ich erinnere an den gemeinsamen lutherisch-katholischen Gottesdienst im schwedischen Lund mit Papst Franziskus oder die Versöhnungsgottesdienste, die Katholiken und Protestanten in den vergangenen Monaten an zahlreichen Orten gefeiert haben.

Wer trotz allem nicht zu erkennen vermag, dass das Jahr 2017 wirklich ein besonderes Jubiläumsjahr war, der möge einen kurzen Blick in die Geschichte werfen. 1617, also hundert Jahre nach dem Thesenanschlag in Wittenberg, feierten die Protestanten ein antikatholisches Glaubensfest, bei dem Martin Luther als Werkzeug Gottes im Kampf gegen den Antichristen herausgestellt wurde – der Antichrist war natürlich niemand anders als der Papst. Die Gläubigen sollten, so ist es aus lutherischen Gebieten überliefert, ermahnt werden, „Gott für das Geschenk der Reformation zu danken, die Gottesdienste eifriger zu besuchen und sich vor Irrlehren und dem Übertritt zum Katholizismus oder

auch – reformierte Zuhörer mögen aufmerken – dem Calvinismus zu hüten.“

1717 war man nicht mehr ganz so offensiv: Auf Beschimpfungen des zeitgenössischen Papsttums sollte verzichtet werden, um der seit Ende des Dreißigjährigen Krieges geltenden Friedenspflicht zwischen den Konfessionen Genüge zu leisten. An der grundsätzlichen und heftigen Ablehnung anderer Konfessionen hatte sich aber nichts geändert, und das blieb bis ins 20. Jahrhundert so.

Wiederum 100 Jahre später, 1817, wurde das Lutherjubiläum politischer. Angesichts des Sieges über Napoleon kam die nationale Ausrichtung in den Vordergrund: Luther wurde als deutscher Held gefeiert, auf dem Wartburgfest als patriotische Galionsfigur beschworen. An manchen Feiern wirkten zwar erstmals Katholiken mit, gerade dort, wo Luther als „Aufklärer“ gerühmt wurde. Doch es kamen – wie dann noch einmal 100 Jahre später, im Ersten Weltkrieg – neue abgrenzende Aufladungen des Gedenkens hinzu: Da sollte Luther als der „Mann aus Erz“ das nationale Selbstbewusstsein und die Soldaten an der Front gegen die Feinde Deutschlands stärken.

Die Vorbereitungen für das 500. Reformationsjubiläum in diesem Jahr waren dagegen von einem frischen Geist der Gemeinsamkeit geprägt. Bereits im Vorfeld hatte die „Internationale Lutherisch/Römisch-katholische Kommission für die Einheit“ das Papier „Vom Konflikt zur Gemeinschaft“ herausgegeben, das in fünf ökumenischen Imperativen mündet. Da heißt es: „Die Gründe dafür, den Glauben der Anderen gegenseitig zu verurteilen, sind häufig geworden. So sollen Katholiken und Lutheraner immer von der Perspektive der Einheit und nicht von der Perspektive der Spaltung ausgehen, um das zu stärken, was sie gemeinsam haben, auch wenn es viel leichter ist, die Unterschiede zu sehen und zu erfahren.“



Die Laudatio auf die Preisträger hielt der BR-Intendant Ulrich Wilhelm.

## II.

Papier ist, wie man so schön sagt, geduldig. Und ob solche ökumenischen Imperative gelebt werden, hängt vor allem von den Menschen, den handelnden Personen ab. Womit ich bei den beiden Preisträgern des Ökumenischen Preises 2017 bin: Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm und Reinhard Kardinal Marx. Sie sind – ich vermag es nicht anders zu sagen – ein wahrer Glücksfall für das Miteinander der Kirchen.

Das beginnt ja schon damit, dass beide hier in München zuhause sind und der Weg vom einen zum anderen nur einige Hundert Meter beträgt. Doch auch kurze Entfernungen muss man gehen wollen. Muss man nutzen. Und genau das haben Heinrich Bedford-

Strohm und Reinhard Marx getan: Sie haben ein ganz starkes Zeugnis gegeben, ein Zeugnis des Glaubens und ein menschliches Zeugnis. Sie sind immer wieder gemeinsam in der Öffentlichkeit aufgetreten, haben gemeinsam Gottesdienste gefeiert, und sie haben aus dem Streit, ob man das Reformationsjahr denn nun *feiern* könne oder ob man doch eher der Kirchenspaltung *gedenken* müsse, unerwartet etwas Neues und Gemeinsames gemacht: ein Christusfest. Man wollte nicht Luther feiern – wie in früheren Jahrhunderten, was ja häufig nur hieß, Luther für die eigene Position zu vereinnahmen, nein, man wollte wie Luther Christus feiern.

Zum Reformationstag vor wenigen Wochen haben Sie beide einen gemeinsamen Beitrag für die Wochenzeitung „Die Zeit“ geschrieben. Sie betonten



Prof. Dr. Dr. Johannes Wallacher, Präsident der Hochschule für Philosophie München (li), und Dr. Siegfried

Grillmeyer, Direktor des Caritas-Pirchheimer-Hauses in Nürnberg, der Akademie der Erzdiözese Bamberg.



Inge Broy, die theologische Referentin von Kardinal Marx, im Gespräch mit Prof. Dr. Werner Weidenfeld, Direktor

des Centrums für angewandte Politikforschung und Mitglied der Akademieleitung.

darin, dass 2017 kein Schlusspunkt für die Ökumene sei, sondern ein Doppelpunkt. Und Sie verpflichten sich, insbesondere der Frage nach der sichtbaren Einheit der Kirche nachzugehen und zu klären, was sie bedeutet.

Neben den grundsätzlichen theologischen Fragen ist der Beitrag vor allem geprägt vom persönlichen Miteinander unserer beiden Preisträger. Sie schreiben – unter einem Foto, das beide zeigt, wie sie sich freundschaftlich die Hände reichen: „Uns verbindet persönlich eine Freundschaft, die sich durch unseren gemeinsamen Weg verstärkt hat.“

Ich glaube, diese Freundschaft hat dieses Jahr ebenso, und für viele Menschen vielleicht sogar eindrücklicher geprägt als die vielen substanziellen theologischen Beiträge. Erlauben Sie mir, mit Ihnen einen Gedanken zu teilen, der mir mit Blick auf Reinhard Kardinal Marx und Heinrich Bedford-Strohm gekommen ist. Um etwas Bedeutsames zu erreichen, muss es zweifellos einen richtigen Zeitpunkt geben – das ist, wenn man so will, eine notwendige Bedingung. Doch es braucht auch Menschen, die aus einem richtigen Zeitpunkt etwas machen. Denken Sie nur an Helmut Kohl und Michail Gorbatschow, die eine historische Möglichkeit genutzt haben. Diese wohl aber nur deshalb nutzen konnten, weil sie sich gegenseitig vertrauten. So entscheidend die historischen Umstände sind – ohne Vertrauen geht es nicht. Sie, sehr verehrte Preisträger, haben eine neue Komponente in die Ökumene eingebracht – die Ökumene der Freundschaft – und ich habe das Gefühl, Papst Franziskus könnte in Ihrem Bunde der Dritte sein.

Diese Freundschaft hat manchmal sogar für Irritationen gesorgt – Sie haben es in Ihrem Beitrag in der „Zeit“ direkt angesprochen: „Das wird uns zuweilen sogar vorgeworfen, als ob wir damit die strittigen Punkte der Ökumene einfach nur beruhigen wollten. Aber gerade das ist nicht der Fall. Freundschaft ist Ausdruck wechselseitigen Respekts in einer Balance von Nähe und Distanz, die vom gegenseitigen Wohlwollen getragen ist und nach Eintracht strebt. Ohne Freundschaft gibt es kein Verstehen.“

Das zeigt: Freundschaft bedeutet nicht Einförmigkeit. Sie haben in den vergangenen Monaten auch unterschiedliche Positionen vertreten, beispielsweise bei der Diskussion um die

„Ehe für alle“. Aber Sie haben das stets in großem Respekt voreinander getan.

Und damit folgen Sie dem Apostel Paulus, der im Brief an die Philipper schrieb, die Gläubigen sollten doch „eines Sinnes sein, einander in Liebe verbunden, einmütig und einträchtig.“ Diese Aufforderung zur Einmütigkeit macht ja gerade erst dann Sinn, wenn Menschen verschiedene Meinungen vertreten, wenn sie also nicht ohnehin schon einer Meinung sind – was, wenn ich das als Nicht-Theologe sagen darf – offenbar auch schon in der ersten Christenheit ein Thema war.

### III.

So zeigt das konkrete Beispiel unserer beiden Preisträger: Christen können in der Öffentlichkeit gemeinsam auftreten, auch wenn sie verschiedenen Konfessionen angehören und in bestimmten theologischen und ethischen Fragen unterschiedlicher Auffassung sind. Mit ihrem Miteinander sind Heinrich Bedford-Strohm und Reinhard Marx durchaus auch Risiken eingegangen. Manche Gläubige in Ihren Kirchen treibt die Frage um, ob Sie mit Ihrem „Kuschelkurs“, ich habe das Wort aus der Presse schon zitiert, nicht das jeweils eigene Profil aufs Spiel setzen. Ob die eigene Identität der Konfession nicht verloren zu gehen droht. Dieser Kritik sind Theologen mit dem Hinweis auf die Heilige Schrift begegnet, insbesondere auf jene Stelle im Johannes-Evangelium, der zufolge Jesus für die Einheit seiner Nachfolger gebetet hat – „auf dass sie alle eins seien“.

Sie selbst haben deutlich gemacht, dass es Ihnen bei allem Bemühen um Einheit nicht um eine „Einheitssuppe“ geht, nicht darum, vorhandene Differenzen auszublenden. „Undeutlichkeit nützt der Einheit nichts“, so hat es auch der frühere EKD-Ratsvorsitzende Wolfgang Huber gesagt: Einheit dürfe eben nicht als Uniformität und Verschiedenheit nicht als Verzicht auf Gemeinschaft verstanden werden. Doch auf der Basis der gemeinsamen Überlieferung ringen Sie darum, welche Ausdrucksformen dem christlichen Glauben angemessen sind.

Das drückt ja letztlich auch das Wort von der „Einheit in versöhnter Verschiedenheit“ aus, das Sie als Ziel für das Miteinander der Kirchen ausgegeben haben. Dabei haben Sie wohl auch in Papst Franziskus einen Mitstreiter, der



*Der Philharmonische Chor unter der Leitung von Professor Andreas Herrmann gestaltete die Preisverleihung musikalisch. Auf dem Programm standen unter anderem Werke von Debussy, Distler und Ligeti.*



*Christian Weiser von „Wir sind Kirche“ (li.) und Dr. Karl Eder, der Geschäftsführer des Landeskomitees der Katholiken in Bayern.*



*Studienleiterin Dr. Astrid Schilling begrüßt Professor Hans-Jürgen Drescher, den Präsidenten der Bayerischen Theaterakademie August Everding.*

*Im Hintergrund Dr. Paul Siebertz, Ordentliches Mitglied im Verein der Freunde und Gönner.*



*Herzog Franz von Bayern, auch er ist Mitglied der Akademieleitung, im freundlichen Austausch mit Vertretern der*

*orthodoxen und orientalischen Kirchen, die zahlreich zum Festakt gekommen waren.*

## Preisbegründung

Die „Ökumenische Stiftung der Katholischen Akademie in Bayern“ wurde von Rechtsanwalt Hanns Gierlichs (1907-1993) zum Andenken an seine Eltern Wilhelm und Antonie Gierlichs errichtet. Ihre Zweckbestimmung ist „die Förderung der Una-Sancta-Bewegung“ durch die Verleihung von Anerkennungspreisen „für erbrachte Leistungen zur Förderung der Ökumene im Sinne Karl Rahners im Verhältnis der katholischen Kirche zu den Kirchen der Reformation“.

Das Gedenkjahr 2017 ist, letztlich unerwartet, zu einem Christusfest geworden. Neben Buß- und Bittgottesdiensten, wissenschaftlichen Tagungen, gegenseitigen Besuchen oder unzähligen Begegnungen von Christinnen und Christen vor Ort haben sich vor allem die gemeinsamen Gebete und Auftritte, Reden und Zeichen der beiden von München aus wirkenden Repräsentanten der Evangelischen Kirche Deutschlands und der katholischen Kirche eingepreßt.

Reinhard Kardinal Marx, Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, und Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm, Vorsitzender des Rates der

Evangelischen Kirche in Deutschland, wurden immer mehr zu ökumenischen Symbolgestalten. Auf der Basis menschlicher und gläubiger Verbundenheit bezeugen sie öffentlich trotz bleibender Unterschiede bei theologischen oder ethischen Überzeugungen vor allem den gemeinsamen Glauben aller Christen.

So stehen am Ende des Gedenkjahres 2017 und im Blick voraus der Landesbischof und der Kardinal für jene Wahrheit, die der Augustiner-Chorherr und Mystiker Thomas a Kempis in den letzten Jahrzehnten der noch ungeteilten westlichen Christenheit so formuliert hat:

„Sine amico non potes bene vivere. Et si Jesus non fuerit tibi prae omnibus amicus, eris nimis tristis et desolatus.“  
(Imitatio Christi II 8, 18)  
„Ohne Freund kann man nicht gut leben. Und wäre nicht Jesus dir vor allen anderen ein Freund, dann wärest du allzu traurig und verzweifelt.“

Dieses gemeinsame Zeugnis würdigt die Katholische Akademie Bayern mit ihrem Ökumenischen Preis 2017.

bereits vor einem Jahr betonte: „Das, was uns eint, ist viel mehr als das, was uns trennt.“

Mir scheint, dass unsere von zunehmender Spaltung und Polarisierung stark belasteten Gesellschaften in Europa und den USA etwas von dem besonderen Miteinander lernen können, das die beiden Preisträger kennzeichnet. Jede freiheitliche Gesellschaft ist geprägt vom Pluralismus: dass unterschiedliche Meinungen vertreten werden, ist also nichts Negatives, sondern gehört konstitutiv zum Konzept des Pluralismus. „Demokrati- en“ – so hat es die Kammer für öffentliche Verantwortung der EKD vor kurzem in ihrer Stellungnahme „Konsens und Konflikt. Politik braucht Auseinandersetzung“ beschrieben: „Demokratien verzichten darauf, eine bestimmte Auffassung des guten

Lebens als verbindlich zu erklären. Sie rechnen mit der Vielfalt der Lebensstile und daher auch mit verschiedenen Vorstellungen vom guten Leben. An die Stelle von nicht hinterfragbaren Wahrheitsansprüchen setzen sie den Streit der Meinungen.“ Der Streit der Meinungen gehört also dazu.

Die Frage aber ist, wie dieser Streit geführt wird. Viele Menschen haben den Eindruck, dass der Streit in der Politik destruktiv geworden ist – denken Sie an Hass und Häme, an bedenkenlose Herabwürdigungen Andersdenkender hierzulande, aber noch viel stärker in anderen Ländern, die wir alle kennen. Das hängt auch mit Entwicklungen in der digitalen Medienwelt zusammen. Papst Franziskus hat die Thematik in seiner diesjährigen Botschaft zum „Welttag der sozialen Kommunikationsmittel“ angesprochen: „Dank des tech-



Kamen in Uniform: Robert Kopp, Polizeipräsident Oberbayern Süd (li.), und Brigadegeneral Helmut Dotzler, Befehlshaber des Landeskommandos Bayern der Bundeswehr.

nischen Fortschritts hat sich der Zugang zu den Kommunikationsmitteln so entwickelt, dass sehr viele Menschen die Möglichkeit haben, augenblicklich Nachrichten zu teilen und sie flächen-deckend zu verbreiten.“ Nachrichten freilich, die – so Franziskus weiter – gut oder schlecht, wahr oder falsch sein können. An die Stelle des gemeinsamen Ringens um gute Lösungen, an die Stelle einer Gesamtheit sind unzählige fragmentierte Teil-Öffentlichkeiten getreten. Gerade die Kommunikation in den sozialen Netzwerken neigt zur Verkürzung. Emotionale Botschaften verbreiten sich besser als ausdifferenzierte Argumentationen, Zuspitzungen besser als bedächtiges Abwägen.

Algorithmen versorgen uns vor allem mit den Inhalten, die uns bestätigen in unseren Anschauungen. So entstehen Filterblasen, die zum permanenten Selbstgespräch der Gleichgesinnten führen, wie es Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier gesagt hat, der letzte Träger des Ökumenischen Preises der Katholischen Akademie Bayern. Erst vor wenigen Ta-

gen hat einer der Pioniere von Facebook selbstkritisch bekannt, man habe eine soziale Bestätigungsmaschine geschaffen, die geeignet sei, die Struktur unserer Gesellschaft auseinanderzureißen.

Wenn wir nach Antworten auf diese Belastungen der Demokratie suchen, dann gehört dazu einerseits, dass wir immer wieder neu einen breiten öffentlichen Diskurs suchen, also in einem gemeinsamen öffentlichen Raum, der nicht so fragmentiert ist. In dem Rede und Gegenrede gehört werden, nicht nur die eigene Rede. Dazu gehört andererseits, dass dem anderen mit der anderen Position ein Mindestmaß an Respekt entgegen gebracht wird. Das ist recht verstandene Toleranz: kein Verzicht auf Gedankenshärfe und Klarheit in der eigenen Position, erst recht kein Verzicht auf die eigene Position, kein Zwang, alles als gleich gültig anzuerkennen – aber das unbedingte Festhalten daran, auf der Grundlage von Wertschätzung zu einem guten Miteinander zu kommen. Der andere könnte ja auch Recht haben, zumindest ein kleines bisschen ...



Charlotte Knobloch, die Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde von München und Oberbayern, hinter ihr

Prof. Dr. Johannes Wittmann und Dr. Hildegard Kronawitter; beide sind Mitglieder der Akademieleitung.



Leitende Juristinnen: Hildegard Holzheid (li.) und Edda Huther waren Präsidentinnen des Bayerischen

Verfassungsgerichtshofs. Auch Edda Huther ist Mitglied der Akademieleitung.

Kann das Miteinander, wie es uns Reinhard Kardinal Marx und Landesbischof Bedford-Strohm vorleben, hierin ein Vorbild sein? Vielfalt kann man auch als Bereicherung wahrnehmen – so hat es Kardinal Marx einmal gesagt: „Das ist auch ein wichtiges Signal an unsere moderne pluralistische Gesellschaft: Schaut, da arbeiten zwei eng zusammen, die lassen sich nicht spalten, die kommen wunderbar miteinander aus, obwohl sie auch verschieden sind.“

Katholiken und Protestanten berufen sich auf dieselbe Überlieferung. Das gilt für eine pluralistische Gesellschaft nicht von vornherein. Doch auch unsere freiheitliche Demokratie braucht einen Grundkonsens. Die politische Auseinandersetzung braucht Spielregeln und Grenzen – der frühere Bundesverfassungsrichter Paul Kirchhof hat darauf kürzlich beim Katholischen Medienkongress eindrücklich hingewiesen. Unsere Gesellschaftsordnung ist nicht vom Himmel gefallen, sie musste von Generationen vor uns mühsam erkämpft werden – mit Blick auf Rechtsstaatlichkeit, Meinungsfreiheit, Religionsfreiheit, Pressefreiheit und vieles mehr. Aber innerhalb dieser Grenzen ist Dialog, ja auch Streit notwendig.

Wir können am Ende des Gedenkjahres 2017 von den Kirchen und den ökumenischen Protagonisten, die wir heute ehren dürfen, lernen: dass wir immer wieder das Gespräch suchen müssen – über alt bekannte Grenzen hinweg. Dieses Gespräch nimmt nichts von der eigenen Identität, aber es hilft uns, aus der eigenen Filterblase herauszukommen. Wir brauchen den Dialog über gesellschaftliche Grenzen hinweg, auch über die verschiedenen Teil-Öffentlichkeiten hinweg, die sich gerade in der digitalen Welt gebildet haben.

Sehr verehrter Herr Kardinal, sehr verehrter Herr Landesbischof. Manchmal sind es gerade Kleinigkeiten, die zeigen, dass man etwas Großes bewirkt hat. In der Kreuzkirche in Viersen bei Düsseldorf, so wurde mir berichtet, ist derzeit eine Krippe der besonderen Art zu bestaunen. Neben einem Esel, Hirten, Engeln und den Heiligen Drei Königen sind auch Figuren zu sehen, die Sie darstellen. Ja, da ist ein evangelischer Landesbischof zusammen mit seinem katholischen Amtsbruder auf dem Weg nach Bethlehem zu sehen. Die Verantwortlichen der Krippe haben dazu gesagt, dass Sie mit Ihrem Miteinander in diesem Jahr dafür gesorgt haben, dass 2017 als Jahr der Ökumene in die Geschichte eingehen werde. Die Christen seien nicht mehr zu trennen, so eine der Gestalterinnen der Krippe: „Für uns sind sie – Heinrich Bedford-Strohm und Kardinal Marx – das Zeichen für die Zukunft der Ökumene.“

Lieber Herr Landesbischof, lieber Herr Kardinal – da sehen Sie, was die Ökumene der Freundschaft bewirken kann. Ich gratuliere Ihnen herzlich zu dieser hohen Auszeichnung. □

**Nach Laudatio und Preisübergabe sprachen Kardinal Reinhard Marx und Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm mit der Fernsehjournalistin Dr. Sabine Rauh über Ziele, Erfolge und Grenzen der Ökumene. Das Positive überwog eindeutig und zuletzt äußerten die Preisträger auch sehr altruistische Weihnachtswünsche.**

**Sabine Rauh:** Normalerweise dürfen an dieser Stelle die Preisträger sagen, warum sie sich besonders freuen über diesen Preis... Herr Kardinal, warum freuen Sie sich besonders über diesen Preis?

**Reinhard Marx:** Ich muss gestehen, dass mich der Erhalt dieses Preises sehr bewegt. Nie hätte ich es mir als junger Priester oder auch als Ministrant in meiner Heimat vorstellen können, einmal einen Ökumenischen Preis zu erhalten. Umso mehr aber empfinde ich nun tiefe Freude darüber, diesen Preis entgegennehmen zu dürfen – und natürlich auch darüber, dass dieser Preis einen so gelungenen Abschluss des Jahres 2017 markiert und damit gleichsam auch die entscheidenden Weichenstellungen für das neue Jahr vornimmt. Aus diesem Grund freut es mich besonders, dass die Arbeit aller Beteiligten durch diesen Preis bestätigt und gewürdigt wird.

**Sabine Rauh:** Herr Landesbischof, ich sehe, Sie freuen sich auch.

**Heinrich Bedford-Strohm:** Zunächst ist der Erhalt dieses Preises sowohl eine Bestätigung als auch ein Rückenwind

für all diejenigen, die diesen Weg mit uns und miteinander gehen – und betrifft damit in erster Linie all diejenigen Menschen, die sich – oftmals gegen große Widerstände – in den Gemeinden seit vielen Jahren auf den Weg der Ökumene machen und nun hoffentlich einen Grund zu Freude haben, wenn wir nunmehr von unten, von oben, von allen Seiten sagen: Wir wollen neu auf Christus schauen und uns davon bewegen, aufeinander zubewegen lassen. Und auch die Freundschaft ist etwas, was viele Menschen in den Gemeinden seit vielen Jahren pflegen. Ich erlebe das immer wieder in den Gemeinden: Man trifft Menschen unterschiedlicher Konfession und spürt dabei die menschliche Qualität des Zusammenseins, man spürt gewissermaßen, wie das Geistliche und das Menschliche zusammengehören. Eben diese Freude ist letztlich der Grund dafür, weshalb dieser Preis unser Preis ist, nämlich ein Preis, der allen gewidmet ist.

**Sabine Rauh:** Sie sagen gerade, in den Gemeinden gehe das bereits seit vielen Jahren so. Natürlich ist es eine Frage der Definition, was „viel“ bedeutet. Zu meiner Kinderzeit erlebte ich das noch ganz anders: Meine Schwester durfte die Zigaretten für die Oma nicht im katholischen Laden kaufen, sondern eben nur im evangelischen Laden. Wie haben Sie das in Ihrer Jugend erlebt, Herr Kardinal?

**Reinhard Marx:** Diese Erfahrung deckt sich auch mit der meinen. Man sollte allerdings nicht vergessen, dass wir in dieser Rückschau eine Entwicklung beobachten und verstehen müssen,

in der ein jeder auch neugierig auf das Neue war. So gab es beispielsweise zu Gymnasialzeiten auch nicht-katholische Schulkameraden, die den katholischen durchaus nicht nachgeordnet wurden, sodass sich echte und tiefe Freundschaften daraus entwickelt haben – vollkommen abseits also der altbekannten konfessionellen Grenzen. Oder ein anderes Beispiel: Als junger Kaplan war ich in einem sehr protestantischen Gebiet tätig. Wir waren eine kleine Minderheit mit 27 Orten, und wenn ich die Kranken im örtlichen Krankenhaus besuchte, lag mir zunächst einmal die Liste der katholischen Kranken vor; nur war es aber so üblich, dass jedes Zimmer bis zu sechs oder sieben Kranke aufnehmen konnte, sodass ich mich – wie es wahrscheinlich jeder von Ihnen ebenso tun würde – dazu entschied, auch die nicht-katholischen Kranken zu besuchen. Und genau diese Erfahrung hat mich damals sehr beeindruckt. Ich habe dann gesagt: „Ich bin der katholische Kaplan. Ich möchte Ihnen auch einen guten Wunsch sagen. Wie geht es Ihnen?“ Daraufhin haben manche geantwortet: „Wissen Sie, Herr Kaplan, ich kenne noch meinen Konfirmationspruch. Der Herr ist mein Hirte, nichts wird mir fehlen. Das hat mich mein ganzes Leben lang begleitet.“

Genau das hat mich so beeindruckt; da fragt man sich nämlich: „Was ist da für eine Kraft?“ Mehr noch: Aus Neugierde ging ich sogar, obwohl das damals nicht erlaubt war, in den evangelischen Gottesdienst, um Antwort auf die Frage zu finden: „Wie machen die das?“ Schließlich war die evangelische Kirche dort die Hauptkirche und wir nur die kleine Minderheit, sodass mich



Die Journalistin Dr. Sabine Rauh befragte die Preisträger rund eine Stunde.



**Heinrich Bedford-Strohm:** Immer wieder erlebe ich dieses Staunen darüber, dass die Abendmahlsliturgien ja ganz ähnlich sind.

die großen Choräle damals sehr beeindruckt haben. Letztlich bin ich also davon überzeugt, dass Freundschaft wie auch jeder Lernprozess genau dann entstehen, wenn man sich – und das kann ein langer Weg sein – aufeinander zubewegt. Denken wir etwa an die früher oft selbstverständliche erste Frage des Vaters, wenn der Hoferbe des Bauernhofs kam und sagte: „Ich habe ein junges Mädchen kennengelernt.“ Dann war die erste Frage: „Ist sie katholisch?“ und nicht: „Liebst Du sie?“. Dieses Stadium haben wir heute wohl alle überwunden – und da können wir froh sein.

**Sabine Rauh:** Damals wurde das Mädchen dann selbstverständlich katholisch.

**Reinhard Marx:** Und umgekehrt wahrscheinlich genauso.

**Sabine Rauh:** Herr Landesbischof, wie haben Sie das erlebt?

**Heinrich Bedford-Strohm:** Wir erleben eigentlich jetzt, gerade in diesem Jahr und bis heute so etwas wie ein

ganz breites „healing of memories“. Dabei spielen Geschichten wie die Deine eine besondere Rolle: Die sind zum Teil schmerzhaft, manche sind auch noch ein bisschen begraben, eben Geschichten von Menschen, die in ihrer eigenen Lebenszeit erlebt haben, dass und wie man sich gegenseitig verletzt hat, wie man sich gegenseitig einen Hut aufgesetzt hat, einen abwertenden Hut aufgesetzt hat, und wie man darunter gelitten hat. Bei solchen Geschichten spürt man heute aber den Atem der Befreiung, der entsteht, wenn Menschen sich einfach freuen, dass wir nunmehr an einem anderen Punkt angekommen sind – obwohl da noch so viel ist, das zum Teil begraben liegt und immer noch nachwirkt, sodass wir da noch einen langen Weg zu gehen haben.

Darüber hinaus ist auch das wechselseitige Verständnis, eben die Bilder, die wir von dem jeweils anderen haben, enorm in Bewegung geraten – gerade da liegt also noch viel vor uns. Ich glaube daher, dass dieses Reformationsjubiläumsjahr auch ein großes Bildungsjahr war, weil Menschen zum ersten Mal erlebt haben, wie „die Anderen“ eigentlich wirklich sind. Soll heißen: Dass auch „die Anderen“ tolle Gottesdienste feiern können oder etwa die Abendmahlsliturgien große Ähnlichkeiten miteinander aufweisen. Immer wieder erlebe ich dieses Staunen darüber, dass die Abendmahlsliturgien ja ganz ähnlich sind. Genau solche Einsichten aber machen mir viel Hoffnung – wenn man nämlich darüber redet, was alles an Vorurteilen, alles an persönlichen, verletzenden Erfahrungen da ist, dann ist das ja der erste Schritt, um voranzugehen.

**Reinhard Marx:** Dazu vielleicht eine Ergänzung: Eben wurde ja bereits Bezug genommen auf den Text „Vom Konflikt zur Gemeinschaft“ – und genau das ist eben auch eine Seite der Ökumene. Vieles ist geschehen in der Theologie, in Diskussionen über Texte, wobei gerade das Leben eben auch durch Begegnungen oder durch das, was Menschen erfahren, geprägt wird. Mit anderen Worten: Nicht alle Katholiken und evangelische Christen lesen die ökumenischen Texte, es kommt ebenso sehr auf die zeichenhaften Erfahrungen an. Jesus sagt: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben.“ Das gehört alles drei zusammen. Man kann das eine nicht ohne das andere haben.

Zwar sind wir in der Theologie teilweise schon etwas weiter; dabei darf aber nicht vergessen werden, diese Einsichten auch wirklich zu sehen, sie praktisch auszuüben, gemeinsam zu feiern und sie miteinander kennenzulernen. In der Bischofskonferenz etwa habe ich davon gesprochen, dass wir Schritt für Schritt und damit jeweils aufs Neue überprüfen müssen, ob wir überhaupt über den anderen sprechen können – auch unter uns und ohne, dass der andere dabei ist. Genau das sollten wir ja im normalen Leben auch nicht tun. Zugegeben: Das ist eine leider etablierte, vielleicht auch gelegentlich selbstverständliche Form unserer Kommunikation geworden, aber in der Regel sollte man miteinander statt übereinander sprechen. Mit einem Wort: Die praktische Dimension darf nicht vernachlässigt werden.

**Sabine Rauh:** Herr Landesbischof, Sie haben gerade schon das Stichwort genannt: „healing of memories“. Wir haben im März einen großen gemeinsamen Gottesdienst in Hildesheim gefeiert, der unter diesem Motto stand. Wir haben uns heute an Cicero erinnert, der von einer geistlichen Freundschaft spricht, von einer Freundschaft, die auch als „Konsens“ bezeichnet werden kann. Dieser Konsens heißt: „zusammen fühlen“. Bitte erzählen Sie von Ihren Gefühlen, die Sie aus diesem Gottesdienst erinnern.

**Heinrich Bedford-Strohm:** Diese Erinnerung weckt sehr starke Gefühle in mir. Es war nicht nur die abstrakte theologische Wahrheit, die natürlich in die gründlichen Vorbereitungen eingeflossen ist und die sehr gut überlegt war, sondern es war für uns alle sehr berührend, weil die Veranstaltung – wie heute ja auch – live im Fernsehen übertragen wurde. Auf diesem Wege konnten viele Menschen in Deutschland erreicht werden – ein glücklicher Umstand, der gerade durch die vielen Briefe, die wir danach erhalten haben, zum Ausdruck gekommen ist.

Dazu möchte ich ein Beispiel geben: Diese wuchtige riesige Metallsperre, die vor dem Altar lag, haben junge Menschen in einem bestimmten Moment des Gottesdienstes aufgerichtet, nachdem wir einander die zugefügten Wunden bekannt und um Vergebung gebeten haben; durch dieses Aufrichten formte sich die Metallsperre dann zu

einem Kreuz und wurde damit zu einem Symbol dafür, dass nunmehr der Blick auf Christus gerichtet war, eben auf das Kreuz, das uns den Weg zum Altar öffnet, das uns den Weg in die Zukunft öffnet, den Weg in eine gemeinsame Zukunft öffnet – dieses Erlebnis war etwas ganz Starkes.

Dazu vielleicht noch etwas anderes: Lieber Reinhard, als Du gesagt hast, wofür Du dankbar bist bei den Evangelischen, dass Du als Kardinal die Synoddiskussion – hier sitzt übrigens unsere bayerische Synodalpräsidentin – schätzt und liebst, das fand ich sehr schön.

**Reinhard Marx:** Ebenso bewegt hat mich – wie ich bereits vielen Mitbrüdern erzählt habe – der letzte gemeinsame Gottesdienst in Wittenberg: Man stelle sich vor 20 Jahren den Ratsvorsitzenden der EKD vor, der auf der Lutherkanzel in Wittenberg den Papst in Rom als Bruder in Christus anruft: das ist doch unvorstellbar. Diese Tatsache gilt manchen als selbstverständlich, wohingegen mich dieses klare Plädoyer für eine echte Zusammengehörigkeit sehr bewegt hat. Oft vermutet man hinter so vermeintlich einfachen Worten keine große Bedeutung. Und doch wirken sie oft als Zeichen, die wiederum Emotionen hervorrufen können. Das sind echte Emotionen mit einem Fundament.

**Sabine Rauh:** An diesen Gottesdiensten konnten sehr viele Menschen teilhaben – durch die Medien, Sie haben es erwähnt. Weniger teilhaben konnten wir an Ihrer gemeinsamen Reise in das Heilige Land. Natürlich wurde darüber berichtet, aber wir waren nicht dabei. Sie sind gemeinsam an die Wurzeln unseres Glaubens gereist: Was hat das im Sinne von „gemeinsam fühlen“ mit Ihnen gemacht?

**Heinrich Bedford-Strohm:** Diese gemeinsame Reise hat in der Tat sehr viel mit uns gemacht. Es war eine sehr gut überlegte Entscheidung, dass wir, bevor das Reformationsjahr beginnt, gemeinsam diese Pilgerreise antreten, genau an den Ort, an dem auch Jesus gewirkt hat und das Evangelium seinen Ausgang nimmt. Daraus Inspiration und Kraft zu gewinnen, dort zu beten, Gottesdienst zu feiern und uns zu fokussieren auf den, von dem her wir alle



**Dr. Judith Müller,** Leiterin des Fachbereichs Gemeindeförderung und Organisationsentwicklung im Erzbischöflichen

Ordinariat (li.), und **Johanna Hofmeir,** Leiterin des Münchner sozialpädagogischen Projekts „Lichtblick Hasenberg“.



**Msgr. Wolfgang Huber,** Präsident von missio München, war einer der rund 400 Teilnehmer des Festaktes, der auch live im Bayerischen Fernsehen übertragen wurde.



kommen – das war die eigentliche Idee, die nicht zuletzt in dem Schmerz über die gegenwärtige Trennung an ihr Ziel gelangte.

Bereits zu Anfang in Tabgha, als wir am See Genezareth waren, war für mich ein ganz wichtiger Moment: Wir hielten dort am See im Freien eine Morgenandacht und konnten Jesus so durch das Evangelium präsent werden lassen. Am Abend feierten wir dann Gottesdienst in der dort gelegenen Kirche, die Brotvermehrungskirche heißt; Du hast Eucharistiegottesdienst gefeiert, wobei wir Evangelischen natürlich sitzen bleiben mussten. Genau diese Erfahrung war sehr schmerzhaft. Nach einem solchen Tag der (geistlichen) Gemeinschaft habe ich mich dann mit durchaus mulmigem Gefühl gefragt: „Was ist jetzt? Bin ich da ganz allein damit, diesen Schmerz so zu spüren und irgendwie das Gefühl zu haben, dass das nicht stimmig ist, dass wir nach einer solchen Form der Gemeinschaft nicht einmal gemeinsam Abendmahl feiern können?“

Als wir uns danach im Gästehaus versammelt und ein wenig zusammen gegessen haben, da konnte ich spüren, dass es den anderen ähnlich wie mir ging – und das war für mich eine große Befreiung, weil ich gespürt habe: „Ja, genau das ist unsere Situation, und genau diesen Schmerz haben wir; wir können aber auch nicht einfach hier im Heiligen Land alles über den Haufen schmeißen, ohne das mit jemandem zu konsultieren und das einfach gemeinsam machen.“

Es war mir klar, dass das nicht sinnvoll wäre, so sehr es mich in gewisser Weise auch danach gedrängt hätte. Die Tatsache, dass wir dieses Gefühl dann gemeinsam in der Kommunikation erarbeiten konnten, dass dieses Gefühl auch bei den weiteren gottesdienstlichen Feiern dieser Woche stets präsent war und damit auch der Wunsch oder vielleicht besser: die Sehnsucht danach, dass wir diese Gemeinschaft, die wir fühlen, auch am Tisch des Herrn miteinander zelebrieren und erfahren können, dass sich dieser gemeinsame Wunsch also in die Seele eingepflanzt hat, genau diese Tatsache ist aus dieser Woche bei mir so präsent geblieben. Natürlich könnte ich noch etwas mehr dazu erzählen, aber das scheint mir das Wichtigste zu sein.



**Reinhard Marx:** Gehen wir voran, versuchen wir miteinander Wege zu finden, dass es nicht so bleibt.

**Reinhard Marx:** Diese Erfahrung scheint mir auch umgekehrt zu gelten. Manchmal kommt man zwar nicht umhin, die Sache nur aus einer Perspektive zu betrachten. Aber auch die katholischen Teilnehmer haben den skizzierten Schmerz gespürt und das Gefühl des Unwohlseins geteilt. Und genau das ist der Punkt. Dabei merkt man nämlich: „Hier ist etwas, das so nicht bleiben darf.“ Und dabei ist noch gar nicht bedacht, wie die Differenzen auch theologisch beizulegen wären – das kann man eh nur dann, wenn man die Aufgabe zusammen erlebt. Deswegen wurde in der Vorbereitung auch stets betont, dass wir nicht nur ökumenische Gottesdienste feiern wollen, sondern eben auch Gottesdienste in der lutherischen oder evangelischen Tradition bzw. in der katholischen Tradition feiern werden, aus Respekt vor dem anderen, aber gleichwohl im Miteinander.

Der letztendliche Effekt war aber so, wie wir ihn beide gleichermaßen empfunden haben, nicht wirklich vorauszu-sehen. Genau dadurch aber wird der Schmerz umso größer; je näher man sich nämlich kommt, umso mehr drängt sich auch die Einsicht auf, dass es so nicht bleiben kann. Und so bin ich auch der Überzeugung, dass dieses gemeinsame Erlebnis – entgegen aller allzu vorschneller Forderungen – einen sowohl bedrängenden als auch ermutigenden Charakter aufweist, nämlich das beiderseitige Wissen darum, dass es so, wie es ist, nicht bleiben kann. Deshalb will ich sagen: Gehen wir voran, versuchen wir, miteinander Wege zu finden, dass es nicht so bleibt.

**Sabine Rauh:** Ich muss jetzt an Max Frisch denken: Vielleicht mussten Sie beide Ihre Ansprüche herunterschrauben, um Freunde werden zu können?

**Heinrich Bedford-Strohm:** Das klingt irgendwie zwiespältig. (lacht)

**Reinhard Marx:** Eher müssten die Ansprüche Gottes etwas höher gezogen werden.

**Sabine Rauh:** Mein Kommentar war zwiespältig gemeint. Herr Kardinal, Sie haben vorhin von der Zeichenhaftigkeit gesprochen. Was sind aus Ihrer Sicht die ökumenischen Früchte des Reformationsgedenkjahres?

**Reinhard Marx:** Daraus scheint tatsächlich eine Frucht gewachsen zu sein; zumindest sind immer mehr Menschen beider Konfessionen der Überzeugung: „Die beiden bekommt ihr nie wieder auseinander, die gehören zusammen. Sie werden sich auch gelegentlich streiten, im guten freundschaftlichen Sinne, aber sie werden zusammengehen, sie gehören zusammen, sie sind unter einem Label da, nämlich Christen!“ Wir sind Christen in dieser pluralen Gesellschaft. Genau dieser Gedanke ist stärker geworden.

**Sabine Rauh:** Und Sie meinen mit „die beiden“ nicht nur Reinhard Marx und Heinrich Bedford-Strohm.

**Reinhard Marx:** Nein, wir meinen damit die große Ökumene, die auch die Orthodoxe Kirche mit umfasst. Weil es eben eine so wunderbare und große Sache war, wurde der Fokus hauptsächlich auf die Beziehung zwischen Katholiken und Evangelischen gelegt; selbstverständlich aber sind auch die Orthodoxen, die Orientalen, Teil der ökumenischen Bewegung und sind darin erhalten. Sprich: Das ökumenische Denken ist dieses Jahr stärker geworden. Diesen Befund würde ich also durchaus als eine Frucht bezeichnen;

auch bei mir empfinde ich nunmehr eine größere Bereitschaft und größere Kraft, den ökumenischen Weg weiter zu gehen. Mit anderen Worten: Das vergangene Jahr war für mich eine Ermutigung, eine Stärkung mit viel Rückenwind für die Zukunft.

**Heinrich Bedford-Strohm:** Diese Einsicht der Inklusion möchte ich nochmals unterstreichen. Freilich markiert das Jahr 1517 ein Datum, das – im Unterschied zur Orthodoxie – eine besondere Nähe zur römisch-katholischen und der evangelischen Kirche aufweist; das heißt allerdings nicht, dass nur diese zwei Parteien, schon gar nicht nur diese zwei Traditionen angesprochen sind. Ganz im Gegenteil: Es ist ja gerade der Grundgedanke der Ökumene, der auf alles weitere ausgreift. „Christus neu entdecken“ lautet schließlich die Formel, die uns alle miteinander verbindet, und zwar alle Konfessionen gleichermaßen. Genau deswegen haben wir auch bei der Vorbereitung dieses Jahres darauf geachtet, dass in den Kuratorien und Vorbereitungsgremien eben alle Konfessionen vertreten waren. Diese Inklusionsbewegung weist sogar über die christlichen Konfessionen hinaus. Wenn wir nämlich auf Christus schauen, von dem Paulus bekanntlich sagt: „Gott hat in Christus die Welt mit sich versöhnt.“ So steht da „Ton Cosmon“, also „die Welt“, „die ganze Welt“ und meint damit eben nicht nur die Christen. Und wenn das wirklich stimmt, dann steckt in dieser Bewegung zur Überwindung der Grenzen auch ein Zeichen für die gesamte Welt, also gerade nicht ausschließlich für die christlichen Konfessionen, sondern ein Zeichen dafür, dass nach 500 Jahren, in denen Menschen gegeneinander Krieg geführt haben, sie nun endlich diese Grenzen überwinden können. Will sagen: Dass wir damit ein Zeichen setzen in einer Welt, die so zerrissen und so gespalten und so von Hass und Abgrenzung geprägt ist an so vielen Orten. Wir sagen: Es kann gelingen, dass wir alte Abgrenzungen auch nach vielen Jahrhunderten überwinden. Und wir verlieren dabei nichts, sondern wir gewinnen etwas.

Ökumene tut nicht weh, sondern sie macht Freude, und diese Freude stärkt wiederum genau den Glauben, der uns allen gut tut. Und genau darin sehe ich eben ein ganz starkes Zeichen für diese



**Sabine Rauh:** Ist die Ökumene vielleicht eine Blaupause für Konfliktlösungen?

Welt: dass es für die Welt gut ist, Grenzen zu überwinden.

**Sabine Rauh:** Damit haben Sie eigentlich meine nächste Frage schon beantwortet. Ich wollte nämlich fragen, ob und was – wie Ulrich Wilhelm es angesprochen hat – die Gesellschaft im Umgang mit Konflikten von den Kirchen oder von Ihnen beiden lernen kann? Ist die Ökumene vielleicht eine Blaupause für Konfliktlösungen?

**Reinhard Marx:** In jedem Falle kann man sehen, dass man aus einer langen, konfliktiven Geschichte lernen kann und Schlüsse ziehen kann für eine bessere Zukunft. Ferner bin ich davon überzeugt, dass es sehr wichtig wäre, wenn ein jeder seinen Beitrag zu leisten versuchte – wenn auch nur einen kleinen. Aber der Kern ist und bleibt eben doch der christliche Glaube selber; das ruft uns nicht zuletzt das unmittelbar bevorstehende Weihnachtsfest mit seiner revolutionären Aussage in Erinnerung: Jesus ist der Bruder aller Menschen, genauer: Gott ist in Jesus der Bruder aller Menschen geworden. Des-



Dr. Johannes Friedrich – hier mit seiner Frau Dorothea im Gespräch mit einer Besucherin – ist der Vorgänger von

Heinrich Bedford-Strohm als Landesbischof in Bayern. Auch er ist Träger des Ökumenischen Preises.



**Heinrich Bedford-Strohm:** Ja, wir nehmen die Wirklichkeit gemeinsam wahr.

wegen weist das Christentum und der christliche Glaube – jeder Form von Nationalismus zum Trotz – einen universalistischen Kern auf, den wir gemeinsam bezeugen wollen.

Damit verbunden ist die Einsicht, dass es auf eben diesen Kern auch schwerpunktmäßig ankommt und dass wir von einem Gott reden, der der Vater aller Menschen ist, weswegen wir uns nicht damit zufrieden geben können, wenn Hass und Abgrenzung und Misstrauen und „wir zuerst“ und „wir gegen die anderen“ als allgemeine Wahlsprüche gelten. Das kann schlichtweg nie die Botschaft sein, die wir zu verkünden haben, sodass die Hoffnung darin besteht, durch diese ökumenische Schwerpunktbildung und Vorbildleistung lasse sich letztlich auch ein Dienst an anderen und für andere erkennen.

**Heinrich Bedford-Strohm:** Vielleicht kann man auch noch im Verhältnis zur Welt etwas hinzufügen, was für diese ganze Frage auch von zentraler Bedeutung ist, das ist nämlich dieses Wort Demut. Wenn wir als Vertreter der christli-

chen Religion auf unsere Geschichte schauen und wenn wir sehen, wie unfassbar wir selbst dem, was uns eigentlich antreiben sollte, zuwider gehandelt haben, dann ist es, glaube ich, auch gut, wenn wir diese Botschaft jetzt hier in aller Demut und Bescheidenheit zum Ausdruck bringen. Wenn wir auf die Konflikte in der Welt heute schauen, dann fragen wir uns ja: Warum verhakt man sich da so? Wir sind nicht in der Position, belehrend oder gar hochmutig darüber zu reden, sondern wir haben ja selber erlebt, wie sehr man vergessen kann, was eigentlich im Zentrum steht, eigentlich das normale sein müsste.

Deswegen würde ich sagen, gibt es eine tiefe Solidarität mit all denen, die in solchen Konflikten stecken. Man weiß, wie schwer es manchmal ist, da herauszufinden. Aber wenn man diesen Vorspruch gemacht hat, dann darf man, glaube ich, auch das sagen, was wir eben versucht haben zu sagen: Dass es gelingen kann und, dass es allen gut tut, wenn es gelingt.

**Sabine Rauh:** Sie sind beide Sozialethiker. Manche Dogmatiker widersprechen Ihnen ja hörbar und lesbar in Ihren beiden Kirchen. Verstehen Sie sich auch deshalb so gut miteinander, weil Sie beide von diesem Interesse herkommen?

**Reinhard Marx:** Ja, ich habe ihn ja schon gekannt, als er noch Professor war, da war ich schon Bischof in Trier. Es trafen sich Kommissionen...

**Heinrich Bedford-Strohm:** Daran kannst Du dich sogar noch erinnern. Ich weiß es auch noch genau. Ein Abendessen in Berlin.

**Reinhard Marx:** Er schien mir nicht unsympathisch, auf keinen Fall. (lacht) Aber gut, das ist erst mal vom Fach her ein Interesse, man nimmt wahr, was der andere schreibt, etwa über soziale Marktwirtschaft, soziale Gerechtigkeit, aber das ist ja jetzt nicht unsere einzige Aufgabe. Wir kommen beide aus dieser Richtung, aber es ist nicht das Hauptarbeitsfeld. Und man muss eben auch alle Dogmatiker und alle Systematischen Theologen immer wieder daran erinnern, dass die theologischen Erkenntnisquellen nicht nur Texte sind, sondern auch das Leben selber. Das habe ich ja eben genannt. Also die Liturgie gehört

mit dazu, dass man erkennt: Was ist jetzt dran? Ein gemeinsames Fest, eine gemeinsame Erfahrung! Also wir sind ein bisschen zu sehr eingengt, auch in der Ökumene, auf Texte, Texte, Texte, bis der Satz stimmt und noch ein Komma und da kommt noch ein Adjektiv und dann ist es richtig, aber kein Mensch nimmt das wahr.

Es gehört natürlich dazu, dass wir intellektuell nachdenken, systematisch. Aber dann gehört auch das Fest dazu, die Liturgie und die Praxis; gerade auch die diakonische Praxis, die politische Praxis ist für mich auch eine Quelle der Erkenntnis, wie Christsein heute zu leben ist, und da kommen wir vielleicht stärker aus diesem praktischen Feld und schauen: Ja, Christsein in der Theorie ist das eine, aber Jesus hat ja kein Buch geschrieben, keine Theorie gemacht. Jesus hat gelebt und Zeichen gesetzt.

Das sind entscheidende Punkte, an denen deutlich werden soll, was eigentlich Christentum bedeutet, und da sind wir vielleicht von unserem praktischen Denken her etwas stärker, aber ich glaube das gehört zusammen. Ich wollte jetzt nicht gegen die Systematiker oder gegen andere sprechen. Aber es gehört zusammen. Die Wahrheit ist ja eine Person im Christentum. Sie ist kein System von Sätzen, sondern eine Person, der wir begegnen, und deshalb ist es wichtig, auch auf die Praxis zu schauen.

**Heinrich Bedford-Strohm:** Also das kann ich dick unterstreichen. Das habe ich auch von Anfang an bei ihm gespürt. Diesen Blick auf die Wirklichkeit, dass das sozusagen nicht eine dogmatische Wahrheit ist, die festgezurrert wird, die letztendlich über der Wirklichkeit hinwegsegelt, sondern zunächst einmal die Wahrnehmung der Wirklichkeit. Ich erinnere mich an viele Gespräche, als wir bei der Bioethik und all diesen Fragen einfach mal auf die Wirklichkeit geschaut haben und wo ich gespürt habe: Ja, wir nehmen die Wirklichkeit gemeinsam wahr. Und dass die Wirklichkeitswahrnehmung ihr Gewicht hat, das hat natürlich auch Konsequenzen für die Frage, welche Orientierungen wir geben. Segeln wir über der Wirklichkeit oder versuchen wir, die klaren Grundorientierungen, für die wir beide stehen, ins Gespräch zu bringen mit der Wirklichkeit.

Und das kann man auch nicht tun, indem man sagt: Da ist die Dogmatik und da ist die Sozialethik, sondern entscheidend ist ja, dass beides untrennbar miteinander verbunden ist. Dass wir sagen: „Wie können wir dieses Christuszeugnis heute leben?“ Aus meiner Sicht ist radikale Christusliebe immer auch radikale Liebe zur Welt, denn Christus ist für die Menschen gestorben, für die Welt gestorben und deswegen geht es gar nicht, dass man da eine fromme Innerlichkeit pflegt, ohne sich um die Welt zu kümmern. Das geht nicht von unserem Glauben her. Es mag Religionen geben, wo das der Fall ist. In der christlichen Religion, in der wir gerade wieder feiern, dass Gott Mensch wird und zu den Menschen kommt und ganz nach unten geht, ans Kreuz geht, als Folteropfer am Kreuz stirbt, in dieser Religion geht es nicht. Da heißt Gottes Liebe und Verbindung zu Gott immer auch radikale Liebe zur Welt, Einstehen für die Schwachen und Einstehen dafür, dass der Mensch und seine Würde auch wirklich im Zentrum steht und wir uns alle auch dafür einsetzen.

**Sabine Rauh:** Und da Sie sich immer die öffentliche Theologie auf die Fahne geschrieben haben, sagen Sie das auch bei vielen Gelegenheiten außerhalb der Kirche.



**Reinhard Marx:** Die Offenbarung ist uns geschenkt in Christus.

**Heinrich Bedford-Strohm:** So ist es, das ist eben aus meiner Sicht etwas, was zusammengehört, wenn man öffentlich über den Glauben redet. Ich glaube, dass es falsch ist, wenn die Kirche sich einfach an die Welt anpasst, dem Zeitgeist hinterherrennt. Es gibt aber auch Zeitgeisterscheinungen, auf die wir glücklicherweise gehört haben. Nämlich die Menschenrechte. Da hat man auch gesagt: Die Kirche folgt dem Zeitgeist. Zum Glück haben die Kirchen ihren Widerstand gegen die Menschenrechte irgendwann endlich aufgegeben, weil sie kapiert haben, das, was damals aufklärerische Traditionen ins Zentrum gerückt haben, eigentlich eine Erinnerung an unsere ureigenen Sachen sind.

Manchmal kann es richtig sein, das auch wahrzunehmen. Wir brauchen ein klares Profil, sonst kann man auf uns verzichten. Aber dieses klare Profil kann natürlich umgekehrt auch nicht heißen, dass wir uns als Kontrastgesellschaft verstehen, die der Gesellschaft gegenübersteht, die ihre fromme Innerlichkeit pflegt und untereinander das letztendlich alles zu leben versucht, aber letztlich die Welt allein lässt. Nochmal: Gott hat in Christus die Welt, ton cosmon, mit sich versöhnt. Deswegen gehört klares Profil und ein radikales Sicheinlassen auf die Welt zusammen.

**Reinhard Marx:** Das Zweite Vatikanische Konzil hat die Formulierung geprägt, schon Papst Johannes XXIII. sagte es, „die Zeichen der Zeit im Licht des Evangeliums“ zu deuten, als eine wichtige theologische Erkenntnisquelle. Die Offenbarung ist uns geschenkt in Christus. Aber sie anzuwenden auf die jeweiligen Zeitumstände und die Zeichen der Zeit zu verstehen – da kann man nicht einfach sagen: Die Mehrheit hat Recht oder die Minderheit hat Recht, sondern man muss sie lesen, diese Zeichen, im Licht des Evangeliums und man muss schauen, was ist vom Evangelium her zu sagen, im Blick auf das, was geschieht. Dazu gehört theologische Anstrengung und vieles mehr. Was mich ein wenig stört: In der Öffentlichkeit werden wir natürlich oft nur dann als Kirche wahrgenommen, wenn wir sehr konkret etwas Politisches sagen. Dann ärgern sich manche, manche finden das toll. Wenn ich Liturgie feiere und predige, was ja eine Haupttätigkeit ist, gebe ich ja nicht hauptsächlich politische Stellungnahmen ab.



**Roland Berger, der Doyen der deutschen Unternehmensberater, im Gespräch mit Kardinal Marx.**



**Reinhard Marx:** Es gibt auch eine gewisse Freiheit der Kinder Gottes, sich zu äußern.

**Heinrich Bedford-Strohm:** Auch das verbindet uns, mir geht's genauso. Man redet über Christus, 90 Prozent der Predigt geht über den Kern der Frömmigkeit und dann gibt es fünf Sätze über etwas Politisches und die sind dann diejenigen, die zitiert werden. Und die Leute denken, die reden ja wie die Politiker. Damit müssen wir irgendwie umgehen.

**Reinhard Marx:** Weihnachten werden wir es wieder sehen und uns bemühen.

**Sabine Rauh:** An so einem Tag ist es ja besonders schön, nicht immer von dem zu reden, was noch nicht ist. Sonst, im Alltag, wenn es um Ökumene geht – jedenfalls normalerweise in Gesprächen außerhalb der Kirchen, dann ist immer die Rede von dem, was noch nicht geht, was noch sein soll, vom Imperativ. Heute können wir die Ökumene der Herzen, die geistliche Freundschaft feiern, trotzdem frage ich, ob es nicht manchmal auch eine Ökumene aus Not geben müsste? Wegen des Mitgliederschwunds, wegen des Priestermangels, wegen der Unterversorgung in der Fläche, nicht nur in Ostdeutschland. Gehen Sie auch – notgedrungen – auf eine Ökumene der Not zu?

**Reinhard Marx:** Ich glaube, es ist ein bisschen schwierig, das so zu formulieren. Natürlich müssen wir auch da die Zeichen der Zeit interpretieren. Eine schwierige Sicht ist es für mich, zu sagen: Früher war alles besser, heute ist es schwieriger und negativer. So einfach kann ich nicht leben. Ich muss die jeweilige Zeit nehmen, sie deuten im Licht des Evangeliums und dann können wir uns auf den Weg machen. Aber dabei könnten wir die ökumenischen Potentiale noch weiter entfalten. Wir haben über Krankenhausseelsorge gesprochen, wir haben gesprochen über Notfallseelsorge, die weitgehend ökumenisch stattfindet, nicht aus der Not heraus, sondern weil man auch weiß, wir bringen eine gute Zusammenarbeit zustande. Es ist aber kein Zusammenlegen, keine Fusion von zwei schwachen Unternehmen: die können nicht gesunden, wenn sie fusionieren. Sie müssen im Kern gesund sein, gut drauf sein, Motivation haben, Ziele haben und auch wirklich engagiert arbeiten. Dann kann man über Kooperation nach-

denken, aber nicht wenn man sagt, wir sind so schwach, dann gehen wir lieber mit zwei Schwachen zusammen. Das geht nicht. Dann schon eher im Hinblick auf die Zeichen. Was sagen uns die Zeichen der Zeit heute? Was können wir gemeinsam sogar noch besser machen? In eine solche Richtung würde ich eher denken. Das ist für mich in diesem Jahr ein Impuls.

**Heinrich Bedford-Strohm:** Dieses Jahr hat gezeigt, dass es eben mehr gibt, als irgendwelche Noterfordernisse, die uns dazu bringen, dass wir uns in diese Richtung bewegen wollen. Es ist der Inhalt, über den wir jetzt schon die ganze Zeit zu Recht, mit guten Gründen geredet haben. Christus selbst, das ist der Inhalt, der uns zu alledem bringt und der öffnet überhaupt erst mal die Tür, lässt uns schauen, wie wir viel mehr erreichen können. Und zwar im Sinne dieses Inhalts. Es gibt viele Beispiele, wo das gut gelingt, aber es gibt auch noch vieles, worin wir noch viel mehr gemeinsam machen können. Wir haben in Hildesheim auch bei den Selbstverpflichtungen erklärt, dass wir gemeinsam diakonisch viel stärker zusammenarbeiten wollen. Die diakonischen Werke, Caritas, Brot für die Welt, Misereor arbeiten auch sehr gut zusammen. Aber auf dieser Ebene geht noch mehr und wir haben uns auch vorgenommen, dass wir das Preisgeld dieses Ökumenischen Preises auch genau dafür einsetzen wollen. Wir wollen kleine ökumenische, diakonische Projekte stärken – wenn Menschen sich um Obdachlose, Menschen ohne Wohnung kümmern. Vielleicht braucht es nur einen Anschubbetrag, damit man zusammenkommen kann. Das ist das, was wir gerne mit dem Geld machen wollen.

**Reinhard Marx:** Das sehe ich genauso. Das hatten wir im Prinzip so abgesprochen. Vielleicht gibt es neben den diakonischen noch andere ökumenische Projekte, die jetzt in das Blickfeld rücken. Da müssen wir vielleicht noch einmal intensiver nachdenken. Es muss ja auch nicht bei dem Preisgeld bleiben, vielleicht gibt es auch noch andere, die etwas dazu geben, aber man braucht eine gute Idee: Wie können wir diesen Gedanken, also nicht Ökumene der Not, sondern Ökumene der gemeinsamen Perspektiven, an den Projekten sichtbar machen. Das wäre eine tolle Idee und dann loben wir vielleicht einen Preis aus.

**Sabine Rauh:** Es wurde vorher das gemeinsame Dokument von 2013 zitiert, „Vom Konflikt zur Gemeinschaft“. Nun lebe ich auch in Gemeinschaften verschiedenster Art und da haben wir Konflikte. Insofern finde ich diesen Titel ein bisschen unglücklich. Geht es nicht auch, dass Sie Gemeinschaft leben, vielleicht sogar institutionalisieren, mit allen Konflikten?

**Heinrich Bedford-Strohm:** Ich glaube, dass das in der Tat zu jeder Gemeinschaft gehört, wenn sie ehrlich ist. In der Gemeinschaft sind nicht nur völlig gleichgesinnte Menschen zusammen, sondern da sind unterschiedliche Menschen beisammen, bei denen es natürlich dann auch Konflikte gibt, sodass die einzige Frage ist: Wie geht man um mit diesen Konflikten? Und vor allem auch: Wie viel Vertrauen ist da? Das ist, glaube ich, auch der entscheidende Punkt. Hast du Vertrauen zu dem anderen? Wenn ich jetzt irgendwas in der Zeitung lesen würde, wo ich sage: Huh? Warum hat er denn das gesagt? Oder umgekehrt, dann kann es sein, dass er an dieser Stelle eine Meinung vertritt, bei der wir nicht

einig sind, an der wir uns zusammenraufen müssen. Im Moment sehr unwahrscheinlich, weil im Moment, wenn er ein Interview gibt, denke ich immer: Das hätte ich genauso gesagt. Aber es kann auch einfach sein, dass es falsch wiedergegeben worden ist. Früher hätte sich dann etwas aufgebaut. Da hätte man Misstrauen empfunden. Das ist für mich kein Thema. Ich weiß ganz genau, dass es eine starke Vertrauensbasis gibt und das gilt nicht nur für uns beide als Personen, sondern das weitet sich immer weiter aus und man kann es an bestimmten Dokumenten sehen. Als die EKD die Schrift „Rechtfertigung und Freiheit“ veröffentlicht hat, gab es erst mal eine mich überraschende gereizte Reaktion, gerade von den Ökumenikern auf der katholischen Seite.

Das war eine Schrift, in der wir die theologischen Inhalte versucht haben deutlich zu machen, mit denen wir ins Reformationsjubiläum gehen wollen. Und das wurde dann manchmal so missverstanden, als ob die Intention Abgrenzung gewesen wäre. Wir haben viel geredet und ich habe dann ein Vorwort für die vierte Auflage geschrieben, in dem ich diese Missverständnisse zu überwinden versucht habe. Wenn diese Schrift heute erscheinen würde, – dann würden wir uns zuerst einmal verständigen, würden nicht gleich denken, der andere grenzt sich jetzt ab, sondern da wäre diese Vertrauensbasis vorhanden. Das ist ein Beispiel dafür, wie konkret ein solches Grundvertrauen sein kann, das manchen jetzt vielleicht zu wenig konkret ist. Dieses Nichtanfassbare ist sehr anfassbar.

**Reinhard Marx:** Man muss davon ausgehen, dass es vielstimmig bleibt. Wir können nicht für alle, die ihre Stimme erheben an irgendeiner Stelle die Hand ins Feuer legen. Es gibt auch eine gewisse Freiheit der Kinder Gottes, sich zu äußern. Es sprechen zum Beispiel die Theologen, die Bischöfe. Da können wir nicht sagen: Nur wenn wir sprechen, spricht die Kirche. So einfach ist das nicht. Der Rat der EKD und die Deutsche Bischofskonferenz sind keine konfliktfreien Zonen. Das möchte ich einmal vermuten und insofern gehen wir jetzt damit um, auch mit der Vielstimmigkeit. Natürlich, jeder hat eine Verantwortung. Wir haben jetzt auf Zeit eine Verantwortung für die beiden



**Heinrich Bedford-Strohm:** Das ist, glaube ich, auch der entscheidende Punkt: Hast du Vertrauen zu dem anderen?

Kirchen, in besonderer Weise Stellung zu nehmen und da nehmen wir uns vor, das in diesem Stil zu tun und ich hoffe, dass andere diesen Stil dann auch positiv bewerten.

**Sabine Rauh:** Herr Kardinal, haben Sie sich jemals gewünscht, evangelisch zu sein? Außer bei der netten Bauernhoferbin?

**Reinhard Marx:** Erstens hatte ich nie eine Heirat im Sinn, insofern fällt das schon mal aus. Nein, der Gedanke ist mir eigentlich nie gekommen. Ich bin froh, wie es ist.

**Heinrich Bedford-Strohm:** Bei mir ist es auch nicht so gewesen. Aber ich glaube, das ist auch gar nicht notwendig, denn der entscheidende Punkt ist ja, dass wir uns gegenseitig entdecken, in der jeweiligen Konfession, in der wir sind. Es geht auch nicht darum, eine Einheitssoße zu rühren, sondern es geht darum, auch sich freuen zu können an gewachsenen Traditionen anderer. Ich könnte jetzt gleich nochmal eine ganze Menge an Dingen nennen:



Kardinal Marx mit Prof. Dr. Werner Weidenfeld (Mi.) und Herzog Franz von Bayern.



Prof. Dr. Manfred Tremel, langjähriger Leiter des Museumspädagogischen Zentrums, mit Ernest Lang. Der Journalist war lange Jahre „Chefreporter

Bayern“ im Hörfunk des Bayerischen Rundfunks und er ist Mitglied im Landeskomitee der Katholiken.

Das hat sich in der katholischen Tradition entwickelt, davon können wir etwas lernen. Und das ist der richtige Modus, dass wir uns freuen an unseren Traditionen. Bei uns natürlich die Frauenordination. Das ist für uns ein Riesengeschenk, und wir könnten nie darauf verzichten. Wir haben damit beste Erfahrungen gemacht. Insofern würde ich natürlich nie sagen: Das

geben wir jetzt auf für die Einheit. Sondern es darum, dass wir uns an unseren Traditionen freuen und jetzt ausloten, an welchen Punkten sind diese Unterschiede noch kirchentrennend und an welchen Punkten sind sie es nicht mehr? Das ist die Hauptherausforderung, nicht dass wir die Unterschiede jetzt einfach einebnen.

**Reinhard Marx:** Wir müssen als katholische Kirche, so habe ich das in der Bischofskonferenz gesagt, miteinander darüber sprechen, das gilt natürlich besonders auch auf der Weltebene, da sind wir als Bischofskonferenz natürlich nicht alleine gefordert. Aber, vielleicht besonders, weil wir in Deutschland sind, sind wir gefordert, einmal zu sagen: Wie definieren wir diese Unterschiede, die dann nicht mehr kirchentrennend sind? Also nicht zu sagen, alle müssen genauso werden wie wir als katholische Kirche – erst dann ist die Einheit da. Einheit ist vielleicht ein Wort, das sofort mit Einheitlichkeit verbunden wird.

Wir müssen schauen, ob man einen gemeinsamen Weg gehen kann. Oder wir können entdecken: Ja, wir bleiben an diesem Punkt unterschiedlich, aber diese Unterschiede nehmen wir nicht mehr als wirklich kirchentrennend wahr. Dieser Weg hat noch einmal Schub bekommen durch das Jahr 2017.

**Sabine Rauh:** In ein paar Tagen ist Weihnachten. Wünschen Sie sich was!

**Reinhard Marx:** Ich wünsche mir immer wieder, dass viele Menschen den Zauber dieses Festes spüren. Manche denken ja, Weihnachten ist völlig vom Konsum überlagert. Ich sage immer: Weihnachten kann man eigentlich nicht zerstören. Das ist ein Gesamtkunstwerk und ich hoffe, dass viele Menschen einfach im Blick auf diesen Menschen, Jesus von Nazareth, Hoffnung schöpfen, dass sie getröstet sind, dass sie besser von Weihnachten weggehen, als sie reingegangen sind; das wäre schon schön.

**Heinrich Bedford-Strohm:** Ich kann eigentlich nur daran anschließen. Glaube, Liebe, Hoffnung. Diese drei haben ganz viel mit Weihnachten zu tun. Die Kraft von Weihnachten, von seinem Inhalt her, dass Gott Mensch wird, dass der Heiland der Welt geboren wird, dass dieses Kind in der Krippe die Welt verändert hat. Er hat als Erwachsener die Liebe ausgestrahlt, in einer Radikalität, die wir so nie gekannt haben und die Menschen in aller Welt inspiriert, im Sinne dieser Liebe auch in die Welt hinein zu wirken. Und das aus einem tiefen Vertrauen heraus, dass Gott diese Welt nicht allein lässt, dass diese Welt nicht im Dunkeln landet, sondern sich öffnet ins Licht und ein neuer Himmel und eine neue Erde uns vor Augen steht. Wenn wir diese Hoffnung an Weihnachten wieder neu gewinnen, dann wäre Weihnachten einmal mehr ins Ziel gekommen. □

## Presse

**KNA**  
18. Dezember 2017 – Der Münchner Kardinal Reinhard Marx (64) und der bayerische Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm (57) haben den Ökumenischen Preis der Katholischen Akademie in Bayern erhalten. (...) In der Begründung heißt es, neben Buß- und Bittgottesdiensten, wissenschaftlichen Tagungen, gegenseitigen Besuchen oder vielen Begegnungen von Christinnen und Christen hätten sich vor allem die gemeinsamen Gebete eingepreßt.

**Süddeutsche Zeitung**  
19. Dezember 2017 – Die Katholische Akademie wolle die „geistliche Freundschaft“ der beiden Bischöfe würdigen, sagt Akademiendirektor Florian Schuller. Er nannte die beiden ein „ökumenisches Paar“. Beide seien ein „wahrer Glücksfall für das Miteinander der Kirchen“, fügte der Laudator Ulrich Wilhelm hinzu, der Intendant des Bayerischen Rundfunks.

**Passauer Neue Presse**  
19. Dezember 2017 – Die Katholische Akademie Bayern hat den Ökumenischen Preis 2017 vergeben. (...) Gewürdigt wurden ihre Verdienste um die konfessionelle Verständigung.

**Münchner Merkur**  
19. Dezember 2017 – Wer heute beobachtet, wie der EDK-Ratsvorsitzende Heinrich Bedford-Strohm und der Münchner Kardinal Reinhard Marx miteinander umgehen, der sieht ziemlich beste Freundschaft. Und dieser Kontakt ist

Ausdruck einer Annäherung der Konfessionen, die im Luther-Gedenkjahr noch einmal richtig Fahrt aufgenommen hat.  
*Claudia Möllers*

**KNA**  
18. Dezember 2017 – Beide Kirchenvertreter äußerten sich anlässlich des an sie verliehenen Ökumene-Preises der Katholischen Akademie in Bayern. Das damit verbundene Preisgeld von 10.000 Euro solle an diakonische Projekte gehen, die die gemeinsame ökumenische Perspektive sichtbar machten, kündigte Bedford-Strohm an.

**BR24**  
18. Dezember 2017 – Als einen „Glücksfall für das Miteinander der Kirchen“ hat BR-Intendant Ulrich Wilhelm in seiner Laudatio Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm und Kardinal Reinhard Marx bezeichnet. (...) Durch gemeinsame Auftritte seien die höchsten Repräsentanten der beiden großen Kirchen in Deutschland immer mehr zu „ökumenischen Symbolgestalten“ geworden.

**Münchner Merkur**  
19. Dezember 2017 – Marx und Bedford-Strohm erhielten den Preis bei einem Festakt am Montag vor 400 geladenen Gästen im Vortragsaal der Akademie. Die Akademie würdigte damit zum Ende des Reformationsgedenkjahres das „leidenschaftliche Bemühen“ der beiden höchsten Repräsentanten der katholischen und evangelischen Kirche in Deutschland und ihr „außerordentliches Engagement“ um die Ökumene.

**KNA**  
18. Dezember 2017 – Von den Kirchen lässt sich nach den Worten von BR-Intendant Ulrich Wilhelm lernen, immer wieder das Gespräch über altbekannte Grenzen hinweg suchen. Ein solches Gespräch nehme nichts weg von der eigenen Identität, „aber es hilft uns, aus der eigenen Filterblase herauszukommen“, sagte Wilhelm.

**Ökumene aktuell**  
19. Dezember 2017 – „Und ich habe das Gefühl, Papst Franziskus könnte in Ihrem Bunde der Dritte sein“, so Ulrich Wilhelm. Freundschaft bedeute aber nicht Einförmigkeit. Vielmehr hätten Marx und Bedford-Strohm auch unterschiedliche Positionen vertreten, etwa bei der Diskussion um die „Ehe für alle“. Aber dies hätten sie stets in großem Respekt voreinander getan.  
*Barbara Just*

**epd**  
19. Dezember 2017 – Der Ökumenische Preis der Katholischen Akademie in Bayern wird seit 1995 für besonderes Engagement in der Ökumene verliehen. Preisträger waren bisher etwa der damalige Bundesaußenminister und heutige Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier (2016), der frühere bayerische evangelische Landesbischof Johannes Friedrich (2011) oder auch der Präsident des Päpstlichen Rates zur Einheit der Christen, Kardinal Walter Kasper (2007).  
**pro – Christliches Medienmagazin**  
13. Dezember 2017 – In der Rückschau erkenne ich als Laie keine Annäherung

in den fundamentalen Unterschieden der beiden Kirchen in ihren jeweiligen Glaubenswahrheiten. Wofür genau erhalten dann die beiden Kirchenführer einen Ökumene-Preis? Wird er verliehen für konkrete Fortschritte, die es aus meiner Sicht nicht gab?

*Norbert Schäfer*

**Badische Zeitung**  
27. Dezember 2017 – Das Fazit der Ökumene für dieses Jahr kann nicht ausblenden, dass es gegen diese Manifestation des Gemeinsamen auch Widerstand gibt. Protestanten beargwöhnen, dass sich Heinrich Bedford-Strohm, der EKD-Ratsvorsitzende, und Kardinal Reinhard Marx als Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz demonstrativ mitbrüderlich schätzen. Dass sie 2017 Israel gemeinsam besuchten, beide den Ökumenepreis der Katholischen Akademie in Bayern erhielten und beim Festakt in München gar als „Glücksfall für das Miteinander der Kirchen“ geadelt wurden, geht manchen offenbar entschieden zu weit. Zumal Bedford-Strohm den – von Luther noch als Antichrist verteilten – Papst 2017 gleich mehrfach traf und die Vatikanpost eine Luther-Briefmarke herausgab.  
*Gerhard Kiefer*

# Der Bischof am Kletterseil

Eine willkommene Herausforderung wartete am 10. Mai 2017 auf Profibergsteiger Thomas Huber: Die Katholische Akademie bat den berühmten Berchtesgadener zum Gespräch und widmete ihm gleich zwei Veranstaltungen. Zunächst stand um 16 Uhr im Rahmen unserer Reihe „Young Professionals“ ein Gespräch mit interessierten Jugendlichen und jungen Erwachsenen auf dem Programm (Seite 30) – die Gelegenheit also, einen exklusiven Einblick in die Höhen und Tiefen des professionellen Bergsteigerlebens zu erhalten.

**Florian Schuller:** Ich möchte mit Ihnen über Ihre persönlichen Eindrücke, Ihre Lebensgeschichte, Ihre Erfahrungen diskutieren, will aber anfangen mit der Nachricht von vor ein paar Tagen. Am 30. April ist Ueli Steck im Himalaya ums Leben gekommen, beim Aufstieg zu einer Akklimatisationstour. Thomas Huber, was war der erste Gedanke, als Sie diese Nachricht hörten?

**Thomas Huber:** Erst einmal Servus miteinander. Ich komme gleich zum Ueli, aber das möchte ich vorher noch sagen: Gregor, ich habe Videos von dir gesehen und muss echt sagen, du kletterst ganz lässig. Dein Kletterstil ist richtig gut und cool, und wenn wir

Gegen Abend war zudem eine Begegnung auf Augenhöhe angesagt: Unsere Abendveranstaltung „Der Bischof am Kletterseil“ brachte um 19 Uhr den „Huberbuam“ mit dem passionierten Bergsteiger und Eichstätter Bischof Gregor Maria Hanke OSB ins Gespräch und versprach damit nicht nur zahlreiche Anekdoten aus der Welt des Klettersports, sondern überraschte auch mit tiefeschürfenden Überlegungen zu den existenziellen Fragen des Lebens. Die Gesprächsführung hatte Dr. Florian Schuller.

dann über Bergsteigen und vieles andere reden, dann müssen wir uns auf Augenhöhe begegnen, und beim Berg gibt es nur ein du.

**Bischof Hanke:** Thomas jetzt übertreibst du, wenn du meinen Kletterstil lobst. Ich würde mal sagen Kreisklasse trifft Championsleague.

**Thomas Huber:** Für das, was du kirchlich unterwegs bist, hast du wahnsinnig wenig Zeit, und dass du dann noch so gut im Vorstieg unterwegs bist, finde ich schon respektabel. Du lässt dich nicht irgendwie raufführen, sondern bist wirklich am scharfen Ende des Seils unterwegs.

**Bischof Hanke:** Ich muss die Kirche im Dorf lassen, ein purer Vorgeher bin ich nicht. Da ist hinten im Saal der Vitus, einer meiner Kletterkollegen. Und mein Sekretär sitzt daneben, der klettert auch.

**Florian Schuller:** Das ist der Herr Demeter. Macht der das freiwillig? Oder ist er vom Bischof dazu gezwungen worden?

**Bischof Hanke:** Die Stelle wird so ausgeschrieben, dass nur Kletterer genommen werden als Sekretär.

**Thomas Huber:** Da hast du Recht. Das finde ich schon mal super.

**Bischof Hanke:** Ich muss ehrlich sagen, ich fange in der Saison eigentlich immer neu an und muss mich aufbauen. Dann wenn's Wetter mitspielt, die Klettertage viele sind, und ich wieder in Übung komm, dann traue ich mich schon auch vorgehen.

**Thomas Huber:** Aber du hast dann schon nicht mehr den schwarzen Kittel an, sondern dann schon etwas Gescheites?

**Bischof Hanke:** Etwas Gescheites, ja ja. Ich geh dann in Eichstätt in Schöllli's Kletterladen.

**Thomas Huber:** Ich habe schon gesehen, du hast ein „Gentic-T-Shirt“ angehabt. Gentic war mein erster Sponsor, und da habe ich gesagt: hey der ist ja historisch noch sehr gut unterwegs.

**Bischof Hanke:** Ich bin geschimpft worden von meinen Bekannten. Die haben gesagt, wie kannst du dich mit so einem alten ausgewaschenen T-Shirt filmen lassen.

**Thomas Huber:** Das finde ich cool. Aber jetzt gehen wir zum Ueli Steck. Erst einmal habe ich mit dir warm werden müssen. Auch wenn Ueli Steck gestorben ist, hat er dennoch gezeigt: das gehört zum Leben dazu. Man muss sich klar sein, dass der Tod jeden Moment da sein kann. Wir sind aber jetzt am Leben, und deshalb zelebriere ich das Leben. Wir stehen in dem Moment mit der ganzen Familie vor der Watzmann-Ostwand. Es war tief winterlich verschneit,

aber blauester Himmel, gigantisch, so schön, das könnt ihr euch gar nicht vorstellen. Und dann bekomme ich per Whatsapp eine Nachricht, Thomas, bitte pass auf dich auf, Ueli Steck ist tödlich verunglückt. Da war ich nur noch sprachlos. Von dieser Schönheit der Natur, von diesem unglaublichen Moment erlebst du plötzlich, jetzt ist ein Kollege von uns gegangen. Ueli Steck hat natürlich auch viele Fragen aufgeworfen. Er war ein umstrittener Bergsteiger. Durch seine sehr eigenwillige Berichterstattung wurde sehr viel diskutiert in der Kletterzene: War das wirklich so und so? Aber in dem Moment hat das kein Gewicht mehr gehabt. Da zählt nur noch: Ueli, alles was du gemacht hast, hat nun kein Gewicht mehr. Meine Gedanken waren dann bei seiner Frau, der Nicole, bei seinen Brüdern, bei seinen Eltern. Ich habe ihm nur noch gewünscht, dass er seine Freiheit findet. Diese Freiheit, die wir alle noch erleben werden. Ich war betroffen, aber habe dann trotzdem gesagt: so, du bist noch am Leben und deswegen gehst du jetzt nach vorne und schau nach vorne.

**Florian Schuller:** Herr Bischof, die Trauerfeier von Ueli Steck war im Himalaya nach einem buddhistischen Ritus. Wenn man Sie gefragt hätte, die Beerdigung zu halten, was hätten Sie gepredigt?

**Bischof Hanke:** Natürlich ist der Abschied ein wahnsinniger Schmerz, aber eigentlich ist auch unser ganzes Leben eine Bergtour zum Gipfel. Und wenn der Tod eintritt, dürfen wir glauben, den Gipfel zu erreichen, und darum geht es. Dass wir ein Leben leben, das auf den Gipfel hin orientiert ist. Ich habe jetzt natürlich den Ueli Steck nicht näher gekannt, sondern nur aus Bergsteigerzeitungen und von Publikationen. Ich weiß jetzt auch nicht wie er verortet war, ob er mich überhaupt bei der Beerdigung hätte haben wollen.

**Thomas Huber:** Wenn du gestorben bist, bist du eh schon da, wo du hinkommen wirst, ob es das gibt oder nicht. Das ist einmal die andere Frage, aber das werden wir schon alle sehen. Eine Beerdigung ist etwas für die Hinterbliebenen: Trost zu geben denjenigen, die



Dr. Florian Schuller, Direktor der Katholischen Akademie (Mitte), moderiert das Gespräch zwischen Bischof Dr. Gregor Maria Hanke OSB (rechts) und Extremsportler Thomas Huber (links).

da sind und den Schmerz spüren. Wenn die Nicole möchte, dass der Ueli jetzt da ist, wo er sein Leben gespürt hat und geliebt hat, und seine Asche ist dann im Himalaya, dann ist das genau richtig. Und wenn für jemanden der Friedhof wichtig ist, dann solle es eben am Friedhof sein.

**Florian Schuller:** Die Kombination heute Abend ist schon ziemlich spannend: Da ist ein Bischof, dessen Lebensweg nicht von vorneherein zielstrebig auf Priesterweihe, Orden, Bischofsamt zugegangen ist. Und dann jemand, dem ab 10 Jahren klar war: Ich möchte Bergsteiger werden. Aber es gibt da auch etliche Gemeinsamkeiten. Beide haben Brüder mit dem gleichen Beruf, mit der gleichen Aufgabe. Bei beiden ist die Erfahrung, das Erlebnis von Natur, auch die Verantwortung für Nachhaltigkeit ganz stark. Und beide sind Menschen voller Energie. Der Bischof ist nicht nur leidenschaftlicher Bergsteiger, sondern auch leidenschaftlicher Motorradfahrer. Er gibt zu, wenn er Motorrad fährt, da spürt er nicht unbedingt benediktinische Gelassenheit, ist aber auch dafür dankbar, weil er so merkt, dass er kein vollkommener Mensch ist. Meine Frage: Menschen, die leidenschaftlich leben, deren Augen brennen, die für eine Idee da sind – hat man das als innere Kraft, oder kommt die von außen, und wo tankt man auf? Herr Bischof?

**Bischof Hanke:** Thomas, eigentlich müsstest du anfangen, weil ich in allem ein Spätzünder bin.

**Thomas Huber:** Nein, das glaube ich nicht. Es ist ganz egal, was man macht. Du sagst, du bist Spätzünder, aber faktisch hast du es bis ganz weit oben geschafft, ganz wie ich. Ich war immer derjenige, der nichts Halbes macht, immer hundert Prozent. Auch als ich dann mein Studium für Sport und BWL auf Lehramt Gymnasium abgebrochen habe. Weil dann genau der andere Weg für mich richtig war. Das hast du genauso getan. Ansonsten wärest du jetzt nicht Bischof, würdest du nicht klettern, ansonsten würdest du nicht mit dem Knie auf dem Teer umherrutschen, mit dem Motorrad. Du fährst wahrscheinlich richtig gach, oder?

**Bischof Hanke:** Die wildesten Zeiten sind schon hinter mir. Und die Verkehrs-

regeln werden immer strenger. Aber es macht mir Spaß.

**Thomas Huber:** Wir haben beiden dasselbe. Und das ist die Leidenschaft und das Feuer und auch die Neugierde.

**Bischof Hanke:** Genau, die Neugierde ist etwas Entscheidendes. Gerade beim Klettern, dieses Angezogensein vom Gipfel. Und wie wird's und schaffst du das? Und sich auseinanderzusetzen. Das setzt Kräfte frei.

**Thomas Huber:** Meine größte Motivation war immer und das ist sie auch nach wie vor, wenn es keine Garantie gibt. Nicht zu wissen, ob das geht. Das kann man gleichsetzen mit Glauben. Wenn ich als Bergsteiger sage, ich habe keine Ahnung, ob das geht, dann interessiert es mich. Wenn ich im Vorfeld zu Hause wissen würde und fast schon die Garantie hätte, da komme ich zu hundert Prozent hoch, dann würde ich gar nicht mehr losfahren, dann interessiert es mich nicht. Dass macht das Spannende am Leben aus. Das bringt dich immer einen Schritt vorwärts. Da sind wir gleich, oder?

**Bischof Hanke:** Und wie gehst du dann in der Route damit um, dass du letztlich nicht weißt, klappt's oder klappt's nicht?

**Thomas Huber:** Wenn man drinnen ist, denkt man gar nicht mehr daran. Viele sagen, der wichtigste Muskel beim Bergsteigen ist das Gehirn. Ich sage, es ist deine mentale Stärke. Und der wichtigste Muskel ist tatsächlich der Muskel, mit dem du in dem Moment dein Gehirn ausschaltest, nicht mehr denkst, sondern wenn nur noch deine Instinkte, deine Sinne dein Tun lenken. Da bist auch kein Team mehr, sondern eine Einheit mit deinem Partner. Wenn wir zwei unterwegs wären, wären wir kein Team, sondern eine Einheit mit dem Berg. Du steigst in eine ganz fremde Welt ein und oben steigst du aus und machst die Tür wieder auf und sagst: Aha, da sind wir.

**Bischof Hanke:** Würdest du dieses Gefühl oder dieses Angezogensein als Sehnsucht beschreiben?

**Thomas Huber:** Ja, es ist Sehnsucht. Ich spiele auch in einer Rockband und habe ein Lied geschrieben, das heißt „Desire“. Sehnsucht ist eine der wich-



*Bischof Gregor Maria Hanke: „Immer wenn ich eine Bergtour gemacht habe, entsteht eine Haltung in mir, die ich beschreiben will mit froh und mutig, also frohgemut.“*

## Die letzte Geschichte von der Metanoia

**Bischof Hanke:** Thomas, kannst du von der Eiger-Nordwand noch etwas erzählen? Das war ja auch ein ganz schönes Abenteuer.

**Thomas Huber:** Die letzte Geschichte von der Metanoia?

**Bischof Hanke:** Ja.

**Thomas Huber:** Metanoia ist innere Umkehr, Buße. Das ist eine recht lange Geschichte, die hat etwas zu tun mit dem Latok. An der Latok 1 Nordwand kamen sie bis auf den höchsten Punkt: Michael Kennedy, Jeff Lowe, George Lowe und Jim Donini. 1978 kamen sie bis hundert Meter unter Gipfel. Weil dann Jeff Lowe höhenkrank geworden ist, sind sie umgedreht. Sie haben gesagt, das Leben ist wichtiger, und sind als Freunde wieder zurück zu den Lebenden gekommen. Die waren sechs- und zwanzig Tage non-stop unterwegs. Es war ein alpiner Meilenstein. Da gab es auch diese Headline: „The most remarkable failure in alpine history.“ Also die größte, wahnsinnigste Niederlage, aber einer der größten Erfolge der alpinen Geschichte. Seitdem sind viele gescheitert. Jeff Lowe hat dann eine ganz andere Geschichte hinter sich gebracht. Zweimal gescheitert, finanziell gescheitert, ist er alleine durch die Eiger-Nordwand geklettert, eine Diretissima und hat diese Route Metanoia getauft. Das wurde dann plötzlich zu einem Mysterium, zu einem Geheimnis. Auch Ueli Steck hat versucht, sie zu wiederholen.

Später ist Jeff Lowe schwer erkrankt an ALS, einer Art Nervenkrankheit. Er sitzt heute im Rollstuhl und hatte nur noch eine Lebenserwartung von drei Jahren. Mittlerweile lebt er schon seit fünf Jahren. Sein Geist ist noch hellwach, aber er kann sich kaum mehr bewegen. Ich habe ihm versprochen, zum Latok zu gehen und einen Stein vom Gipfel zu bringen, aber dieses Versprechen konnte ich nicht halten, weil ich nach den Amerikanern

gesucht habe, und wir dann keine Gelegenheit mehr hatten, Richtung Gipfel des Latok 1 zu klettern.

Dann kam mir aber die Idee, dass diese Metanoia noch keine zweite Begehung hatte, und ich wollte ihm irgendetwas geben, ein Danke, einen roten Teppich, weil er eine spirituelle Persönlichkeit für mich ist. Der Jeff ist der Wahnsinn. Und dann hat es letzten Winter in der Eiger-Nordwand super Verhältnisse gehabt. Ich habe Steff Siegrist angerufen, der lebt in Interlaken, und gefragt: Wie schaut's aus mit der Eiger? Wie sind die Verhältnisse? Er: Super. Ich: Hey Steff, wie schaut's aus mit der Metanoia? Steff, packen wir es an. Hat noch keiner geschafft. Steff war sofort Feuer und Flamme, dann hat sich auch noch Roger Schälli bereit erklärt. Zu dritt sind wir eingestiegen, kurz vor Weihnachten. Dann mussten wir aber feststellen, dass der Föhn gekommen ist, mit 180 km/h. Der Spindrift in der Wand war brutal. Wir haben aus der Mitte der Wand abgeseilt.

Dann habe ich schnell Weihnachten zu Hause gefeiert und bin am 25. wieder in die Schweiz gefahren, und wir sind dann zum zweiten Mal eingestiegen. Wir haben die Route auch gefunden. Es war ein Grenzgang. Es war schwierig. Aber es war gleichzeitig wunderschön, weil wir auch als Team unglaublich gut zusammengearbeitet haben. Wir haben uns auch gegenseitig geholt. Jeff Lowe hatte es härter, weil er alleine unterwegs war. Dann sind wir am 30. Dezember kurz nach Sonnenuntergang ausgestiegen, haben sofort den Jeff Lowe angerufen. Viel kann er ja nicht mehr sprechen, aber er hat verstanden und gefühlt, wo wir jetzt stehen! Ich bin dann am nächsten Tag nach Hause gefahren und am 31. war ich wieder bei meiner Familie, und es war das schönste Silvester. Das war gigantisch, das war perfekt. Es war brüchig, es war schwer, es war gruselig, aber es war schön.



*Thomas Huber: „Wenn du an das Höhere glaubst, gibt es immer Hoffnung. Du musst nur den Weg gehen, den dir dein Herz sagt.“*

tigste Kräfte in uns, damit du nach vorne gehst. Eine Textpassage in diesem Lied kam mir in den Bergen, in Patagonien. Da bin ich ganz alleine durch ein Tal gegangen. Ich schaue hoch zum Cerro Torre und sage: Ich habe keine Hoffnung, dass ich das schaffen kann. Und dann kam mir der Satz in den Kopf: "There is a hope today, if you think higher, you have to go this way, it's our desire". Wenn du an das Höhere glaubst, gibt es immer Hoffnung. Du musst nur den Weg gehen, den dir dein Herz sagt. Und das ist die Sehnsucht. Wenn du das machst, hast du eine Chance.

**Florian Schuller:** Sehnsucht ist eine Kraft, die antreibt, aber nicht unbedingt auf ein konkretes Ziel zu. Sie ist eine Grundhaltung, immer weiter zu gehen. Wie ist diese Bergsteigersehnsucht in Ihnen geweckt worden?

**Bischof Hanke:** Ein Onkel und mein ältester Bruder, der heute auch da ist, sind im Urlaub immer in die Berge gegangen. Sie hatten mit einem Jesuiten einen VW-Bus, und der war voller Bergkram. Seile, Luftmatratzen, Helme, Äxte und so weiter. Das haben sie immer vor dem Urlaub im Hof bei meinen Eltern ausgebreitet. Ich war fasziniert. Dann kamen die nach drei Wochen braun gebrannt heim. Meist happy, wie verwandelt. Da dachte ich mir: Was ist da los? Was passiert da in diesen Wochen, wenn sie in den Dolomiten sind? Irgendwann haben sie mich mitgenommen.

**Florian Schuller:** Wie alt waren Sie da?

**Bischof Hanke:** Das war schon im vorgerückten Jugendalter. Also nicht mit zehn Jahren, wie der Thomas.

**Thomas Huber:** Also mit fünfzehn?

**Bischof Hanke:** Sechzehn oder siebzehn.

**Thomas Huber:** Ach so.

**Bischof Hanke:** Da habe ich die ersten Versuche gemacht und gemerkt: Mensch, super, super. Natürlich waren das schon starke Schulmeister.

**Florian Schuller:** Waren die streng?

**Bischof Hanke:** Sehr streng, ja. Das hat nicht immer Spaß gemacht, wenn du immer korrigiert worden bist beim Klettern. Als junger Kerl hätte man auch mal einen Laisser-faire Stil haben wollen. Aber immerhin bin ich auf diese Weise zum Klettern gekommen. Durch meinen Klostereintritt war das allerdings nur noch eine Gelegenheitsbeschäftigung im Sommerurlaub.

**Florian Schuller:** Was hat damals der Abt dazu gesagt?

**Bischof Hanke:** Urlaub war kein Problem. Die konnten sich nichts darunter vorstellen. Es waren zwei Pfarrer dabei, also hat's dann schon gepasst. Jedenfalls ist dann noch jemand dazu gekommen, ein Zivi im Kloster in Plankstetten. Der war sehr geschickt, sehr gelenkig. Dann habe ich zu ihm gesagt: Mensch Hans, ich brauche jemanden, mit dem ich klettern gehen kann, dich kann man doch anlernen. Er hat Freude daran gefunden und ist mir dann als Kletterfreund zuge wachsen. Wir sind zunächst in großer Gemeinschaft klettern gegangen und später haben wir uns selbstständig gemacht und ein bisschen mehr Gas gegeben.

**Florian Schuller:** Und bei Thomas Huber? Dass man in die Berge geht, wenn man in Ihrer Gegend wohnt, ist ja nichts Ungewöhnliches. Aber dass die

Leidenschaft so radikal und zum Beruf geworden ist, wie kam das?

**Thomas Huber:** Unsere Eltern haben uns halt mitgenommen in die Berge. Wir kommen aus dem Chiemgau, fünfzig Kilometer weg von den Bergen; wir sind nicht in den Bergen aufgewachsen. Sondern der Vater hat uns immer am Wochenende zum Wandern mitgenommen. Das Wandern hat uns am Anfang nicht Spaß gemacht, weil es anstrengend war. Aber das Klettern schon, das war herausfordernd. Wir haben ganz normal das Abi gemacht und hätten studiert. Aber dann haben wir festgestellt, nach den ersten Vorträgen und als wir die ersten Sponsoren hatten, dass man damit sogar Geld verdienen kann, und dass es besser ist als das normale Arbeiten. Deshalb haben wir entschieden, schon eine sehr mutige Entscheidung, dass wir Profibergsteiger werden. Wir sind um die Welt getingelt und haben uns einen großen Namen gemacht als Bergsteiger. Aber jetzt, Gregor, würde mich eine Sache von dir interessieren: Du bist weggefahren mit Freunden, und dann geht's rund, und dann sind die Mädels da, und das ist richtig wahnsinnig. Ich war mal fanatischer Ministrant, und dieses Priesterting hätte mich vielleicht auch interessiert. Aber dann haben mich ziemlich bald die Mädels viel mehr interessiert. Wie kam es zu deiner Entscheidung, dass du schon klettern gehst, aber auch den geistlichen Weg?

**Bischof Hanke:** Ich hätte mir mit neunzehn, zwanzig gar nicht vorstellen können, dass man klettern so professionalisieren kann, wie du's gemacht hast. Da war ich einfach geographisch schon viel zu weit weg. Für mich war das eher ein richtiges Hobby.

**Thomas Huber:** Das war es bei uns auch. Wir sind Profis erst mit siebenundzwanzig, also ganz spät, geworden.

**Bischof Hanke:** Und um den religiösen Berufsweg noch zu beschreiben. Wir haben gerade von der Sehnsucht gesprochen und ich habe ganz stark in mir gespürt: Der Herrgott will dich auf diesem Weg. Es war nicht immer ein einfacher Weg. Ich bin auch manchmal Schlangelinie gegangen, bis ich endlich Klarheit hatte: Aber ich habe gemerkt als ich dann im Kloster war, dass da Zahnräder in einander gerastet sind. Das ist es, darauf kannst du dich verlassen, und da will ich auch mein Leben drauf setzen. Ich würde den Weg heute wieder gehen. Aber das schließt nicht aus, dass man auch zum Klettern gehen kann.

**Thomas Huber:** Nein, überhaupt nicht. Mich hat es nur ehrlich interessiert. Ich finde das total schön.

**Bischof Hanke:** Als ich zum Diakon geweiht worden bin, war es für mich nochmal klar: Das ist der richtige Weg. Ich habe auf meine Einladung geschrieben: Für manchen Menschen ist der Umweg der kürzeste Weg. Das war eine Beschreibung für meinen Weg. Es war kein ganz gerader, ich musste es mir erkämpfen. Wir haben vorhin von der Sehnsucht gesprochen. Es war die Sehnsucht. Entweder sie brennt oder sie brennt nicht und bei mir hat sie da gebrannt.

**Thomas Huber:** Da haben wir wahrscheinlich ähnliche Ansätze. Bei mir brennt wirklich diese Sehnsucht, irgendwas spüre ich sie in den Bergen. Das hat für mich auch etwas Göttliches, was unbeschreibbar ist. Die Sehnsucht nach diesem Unbeschreibbaren, nach diesem Wahnsinn oder Irrsinn oder wie auch immer man das beschreibt. Man kann da viele Namen finden.

## Von der großen Sehnsucht

**Thomas Huber:** Sehnsucht bleibt nie stehen. Nach jedem Erlebten hast du wieder neue Träume. Das Neue ist auch die Progression, dass ich älter bin. Meine Sehnsucht wäre schon da, den elften Grad nochmal zu klettern mit fünfzig. Aber ich weiß gar nicht, ob ich das schaffe, und ob das so erstrebenswert ist. Vielleicht werden die Berge flacher und irgendwann sind sie eben und gehen auf eine ganz andere Art und Weise durchs Leben. Dean Porter, ein sehr guter Freund von mir, ist beim Wingsuitfliegen tödlich verunglückt. Er hatte gesagt, er möchte irgendwann in seinem Sport soweit kommen, dass er nicht mehr von einem Felsen springen muss, um zu fliegen, sondern alles ein Teil von ihm wird und er mental zu einem Vogel transformiert! Für mich hat er es geschafft! Heute!

**Bischof Hanke:** Ich werde dreiundsechzig, und da sind einfach physische, biologische Grenzen da, aber ich spüre trotzdem die Sehnsucht, wenn ich in den Bergen bin. Und vor allem kommt etwas Neues dazu. Ich freue mich unheimlich über Menschen, die das machen können. Also wenn man dann zum Beispiel in der Alpenvereinszeitschrift liest, wie Junge nachkommen und sich entwickeln. Daran habe ich Freude, und das ist auch Teil meiner Sehnsucht. Sehnsucht ist ja kein Schmerz, Sehnsucht ist Freude.

**Florian Schuller:** Sie haben das Hobby zum Beruf gemacht. Ist es kein Problem, wenn das Hobby zum Beruf wird? Bleibt da die Sehnsucht?

**Thomas Huber:** Wenn ich meine Ausbildung zum staatlich geprüften Bergführer als Beruf verfolgen würde, würde ich mir die Liebe zum Berg nehmen, weil das eine Dienstleistung ist, für die ich jeden Tag hart dafür arbeiten muss. Das würde mich wahnsinnig machen. In der Freizeit hast du dann wahrscheinlich keine Lust mehr, in den Bergen unterwegs zu sein. Ich führe nicht mehr, ich gehe nur noch meiner Sehnsucht nach.

**Florian Schuller:** Herr Bischof, erleben Sie das auch – eine Herausforderung, die unwahrscheinlich faszinierend und spannend ist? Ich wage das und schaue, dass ich es hinbekomme.

**Bischof Hanke:** Das Leben bietet uns täglich, wöchentlich solche Kletterabschnitte. Da muss man gar nicht weit gehen. Ich erlebe das immer wieder in meinem Alltag. Du hast ein Projekt oder ein Ziel. Dann heißt es zunächst, das geht nicht. Deine ganze Umgebung sagt es. Aber du denkst dir: Vielleicht geht es doch. Ein ganz einfaches Beispiel, als 2015 die Flüchtlingswelle kam. Wir haben in Eichstätt die Immobilie des ehemaligen Maria-Ward-Klosters. Jeder hat gesagt: Unmöglich, damit kann man nichts machen. Feuerpolizei und so weiter. Dann haben wir trotzdem angefangen. Es haben sich ein paar gefunden, die daran geglaubt haben, dass man was machen kann. Nach einer Woche war das ertüchtigt, und wir konnten die Menschen aufnehmen. Ein ganz praktisches Beispiel. Wie es der Thomas schon gesagt hat, du brauchst tief drinnen einen Glauben, dass es geht. Und diese Sehnsucht, die Kräfte freisetzt. Dann setzt sich auch der äußere Mensch in Bewegung.

**Florian Schuller:** Das ist doch wunderbar.

**Thomas Huber:** Ein Lottogewinn. Ich habe so ein Glück. Ich mache nur, wo ich sage, da möchte ich hin. Dafür brenne ich, dafür lebe ich. Und ich sage so viel Danke, dass ich das so leben darf, wie ich lebe. Deswegen hat das auch etwas mit totaler Hingabe zu tun und ist kein Beruf. Es ist eine Berufung.

**Florian Schuller:** Das ist beim Bischof ähnlich, vermute ich.

**Bischof Hanke:** Ja, doch. Da sind wir durchaus beisammen. Wie du das mit



Der berühmte Extremkletterer Thomas Huber steht Johanna Stöckl, Journalistin beim Magazin „Alpin“, Rede und Antwort.

der Sehnsucht beschreibst, das fühle ich genau.

**Florian Schuller:** Sehnsucht als Priester, als Bischof, als Mönch und die Sehnsucht in den Bergen? Wie hängt diese doppelte Sehnsucht zusammen?

**Bischof Hanke:** Die Sehnsucht hat mich auf den geistlichen Weg geführt, aber ich bleibe ja in den Bergen auch ein Mensch der Sehnsucht. Gerade in den Bergen, bei schönen Erfahrungen und Touren, werde ich dieser Sehnsucht wieder gewahr. Die Sehnsucht, die mich auch in der Natur zu Gott führt, ist etwas Gewaltiges. Der Thomas hat das schön beschrieben, diese Großartigkeit, diese Unaussprechlichkeit, das hat schon mystische Züge. Sie verdeckt und offenbart zugleich. Du kriegst es gar nicht in den Griff. Du kannst dich nur in Ehrfurcht nähern, oder in Freude. Immer wenn ich eine Bergtour gemacht habe, entsteht eine Haltung in mir, die ich beschreiben will mit froh und mutig, also frohgemut. Bergtouren machen einen frohgemut. Da wird ausgebudelt, was sonst im Alltag tief drunter ist. Die Kraft, die in der Natur und ihrer Herausforderung steckt, weckt sehr viel Lebensfreude und Lebensenergie.

**Thomas Huber:** Es ist alles sehr archaisch. Es gibt doch diesen wunderbaren Satz von einem Priester, jetzt weiß ich gar nicht wie der genau heißt: „Es gibt viele Wege zu Gott, einer führt über die Berge“.

**Florian Schuller:** Der verstorbene Bischof Stecher aus Innsbruck.

**Thomas Huber:** Stand im Tourenbüchlein von meinem Vater drinnen. Das habe ich gelesen und sofort in mein erstes Tourenbüchlein rein geschrieben. „Es gibt viele Wege zu Gott, einer führt über die Berge.“ Diesen Weg verfolge ich. Ich bin kein guter Kirchengeher, ich bin mehr in den Bergen draußen. Hin und wieder gehe ich auch in die Kirche und höre mir das an. Es gibt ja manche interessante Ansätze. Ich gehe aber viel lieber in eine Kirche, wenn sie leer ist, weil sie für mich dann eine Ladestation

wird. Wenn mein Akku leer ist, setze ich mich rein, spreche ein Gebet, gehe raus, und es geht mir gleich viel besser. Es gibt so viele Ansätze, man muss nur offen sein, man muss das Herz öffnen für diese Ansätze. Wenn man das kann, dann kann man es in den Bergen genau so erleben. Das ist meine Kirche!

**Bischof Hanke:** Thomas, das hast du jetzt wunderbar gesagt. Das nehme ich dir voll ab, trotzdem hätten wir dich auch gerne in der Kirche.

**Thomas Huber:** Hin und wieder gehe ich ja eh.

**Bischof Hanke:** Thomas, Thomas, du hast noch Zeit. Irgendwann reden wir nochmal darüber.

**Thomas Huber:** Ja, okay.

**Florian Schuller:** Herr Bischof, bei Ihren Texten über das Bergsteigen ist mir aufgefallen, dass Sie eher nüchtern erzählen. Fast wie jenes bekannte Zitat von Augustinus: Warum meint Ihr, dass man auf dem Berg näher bei Gott ist? Gott ist doch überall, warum soll man ihm auf dem Berg besonders nahe sein?

**Bischof Hanke:** Gut, Augustinus spricht von Sandhügeln in Nordafrika. Wir haben da schon etwas anderes zu bieten. Es ist aber tatsächlich so, für mich waren gerade die Anstiege immer etwas unheimlich Meditatives. Da geht man hintereinander, ruhig, rhythmisch, für mich eine ganz intensive Gebetszeit. Aber wenn ich dann in der Tour drin bin, gibt es schon den Dialog mit der Natur. Für mich ändert sich dann die Stimmung, da ist dann nicht bloß Stille und Schweigen. Du berührst den Berg, berührst den Fels, du trittst in Kontakt mit ihm. Ich kann es nicht anders beschreiben, es ist wie ein Dialog, ein ganz tiefes Gefühl der Verbundenheit. Und zwar nicht bloß mit dem Berg – ich habe nämlich eine Abmachung. Einer meiner Lehrer, Hans Eichenseher, war ein absoluter Bergfreak. Dass ich zum Klettern gegangen bin, war für ihn die größte Befriedigung seines Lehrerdaseins.



Thomas Huber: „Was mich und mein Leben beherrschen soll, das soll die Liebe sein, die Energie, das Licht, das Positive.“

**Florian Schuller:** Ein Erfolg für ihn?

**Bischof Hanke:** Ein absoluter Erfolg, zu dem er aber leider nichts beigetragen hat, was er sehr bedauert hat. Er hatte Krebs, hat ihn niedergedrungen, und schrieb mir dann aus Tirol eine Karte: Ich bin wieder auf zweitausendfünfhundert Meter, ich hab's geschafft. Jedenfalls hab ich mit ihm, nachdem er gestorben war, eine Abmachung getroffen. Ich hab gesagt: Hans, wenn ich jetzt in einer schwierige Situation komme, musst du mir helfen. Das ist jetzt mein privater Kletterheilige. Ich hab ihn schon ein paar Mal anrufen müssen. Und das klappt, er hilft mir. Was ich sagen will, ich fühle mich nicht nur in einem Dialog mit dem Berg oder in dieser Einheit mit Seilschaften. Der Thomas hat das ja schön ausgedrückt, dass man da eins wird, man muss sich verlassen können, das geht blind, man gehört irgendwo zusammen. Sondern da gehört für mich auch noch mehr dazu. So zumindest meine Lebenserfahrung. Da gehören auch die Menschen dazu, mit denen ich mich verbunden fühle.

**Florian Schuller:** Thomas Huber hat nicht nur einen Heiligen oder einen Verstorbenen als Patron gebraucht, sondern hat geschrieben: tausend Schutzengeln dank, beim Sturz im vergangenen Jahr.

**Thomas Huber:** Ich bin letztes Jahr von hier auf jetzt, in einer ganz normalen Situation, die ich jeden Tag erlebe, aus der Komfortzone gerissen worden, sechzehn Meter abgestürzt und habe jede Sekunde wahrgenommen, wie ich gestürzt bin. Mich hat es überschlagen, irgendwie hat der Körper dann richtig reagiert, und bin irgendwie unten gesessen. Im Volksmund sagt man halt, es waren tausend Schutzengel da. Faktisch war irgendetwas da, was mich aufgefangen hat. Ich habe den Aufprall nicht einmal gespürt, ich habe nicht einmal einen blauen Fleck gehabt. Ich bin nur so da gesessen, mein Finger war luxiert und ich bin dann noch selbstständig runtergegangen, was auch noch mein Glück war, weil ich nämlich eine ziemlich vehemente Schädelfraktur hatte. Das ist erst im Krankenhaus festgestellt worden, und dann kam es auch gleich zur Operation. Dass ich nach dieser Schä-

delfraktur keine bleibenden Schäden davongetragen habe, das ist mehr als ein Wunder. Ich bin im Nachgang nach diesem Sturz, drei Monate später, um das Ganze auch für mich zu verarbeiten, nochmal hin gegangen und habe mir angeschaut, wie weit ich wirklich heruntergefallen bin. Dann habe ich festgestellt, eigentlich dürfte ich jetzt nicht mehr leben, wenn alles normal gegangen wäre. Aber irgendetwas hat mich am Leben gehalten. Ich habe dann einfach nur noch gesagt: ja, ich lebe und danke, dass ich lebe. Ich habe ein Gebet gesprochen; dann ist es mir gut gegangen, und ich habe auch gewusst, warum ich noch lebe. Weil ich noch so viele Fragen zu beantworten habe: Von meinen Kindern, von meinen Freunden. Ich habe dann auch gemerkt, wenn ich gestorben wäre, wäre das nicht schlimm gewesen, weil ich genau da wäre, wo jeder von uns hingehen wird. Aber es wäre schlimm gewesen für die, die ich hinterlassen hätte. Und zwar für meine Tochter, für meine zwei Buben und für meine Frau. Deswegen habe ich zu leben und bin sowas von glücklich darüber.

**Florian Schuller:** Kommt diese Sturzerfahrung noch bei schwierigen Situationen hoch?

**Thomas Huber:** Nein, überhaupt nicht. Ich habe mich aktiv mit der Sache auseinandergesetzt. Ich habe mich da hin gesetzt, wo ich gelandet bin. Ich habe dann raus gesehen, und es war gut. Und in dem Moment, in dem ich gespürt habe, für mich selbst, es ist gut – ich habe tief eingeatmet –, dann bekam ich so eine Ahnung, jemand fasst mir an der Schulter und sagt: Jetzt steh auf, Thomas, mach dein Leben und geh nach vorne. Das nehme ich mit. Deshalb gehe ich auch heute noch klettern, ich bin gut unterwegs, und mir macht das Leben richtig Spaß. Was ich nur empfehlen kann, ist: denkt nicht so viel über den Tod nach. Der Tod kommt sowieso von selbst, das werden wir alle erleben. Aber jetzt sind wir hier im Leben und sollen leben und nicht über das nachdenken, was noch kommt.

**Florian Schuller:** Herr Bischof, wie ging's Ihnen, als Ihr Patron doch schon ein paar Mal helfen musste?

## Von intensiven Gesprächen

**Thomas Huber:** Meine spirituelle Quelle ist das Leben selbst. Ich bin unfassbar dankbar, dass mein Körper nach all meinen Unfällen funktioniert, dass meine Organe mich gesund am Leben halten. Das hat etwas Göttliches. Dass ich unterwegs bin und da sein kann. Ich möchte einfach jedem mit auf den Weg geben, auch den Kindern und den Jugendlichen: Hey, nehmt das Scheitern als eine Chance war und schaut nach vorne und geht nach vorne. Ich bin ein gläubiger Christ, ich gehöre ansonsten keiner Konfession an, sondern ich glaube diesen Weg und ich versuche auch diesen Weg zu gehen und diese christlichen Werte zu verfolgen. Dass man einfach ein guter Mensch ist, dass man in Nächstenliebe lebt, dass man lachend und positiv durch das Leben geht und ehrlich ist. Das ist meine Kraft.

**Bischof Hanke:** Wir sprechen beim Bergsteigen offen und viel auch über Lebensfragen, die meine Kollegen oder auch mich bewegen. Gerade dieses Ambiente der Berge befreit ja von Zwängen. Man begegnet sich ganz anders. Man ist viel mehr aufeinander

verwiesen, man verlässt sich aufeinander, und durch dieses gegenseitige Vertrauen, öffnet man sich da auch. Ich war früher viel in der Schweiz und hatte da einen guten Kletterkameraden, der Bergführer war und durchaus kirchenkritisch. Aber wir haben uns toll auseinandergesetzt und menschlich eine großartige Freundschaft gelebt. Das war ein großes Geschenk für mich.

**Thomas Huber:** Gespräche entstehen, wenn es einen Gegenpol gibt. Wenn alles nur im Gleichklang ist, gibt es keine Weiterentwicklung. Beim Bergsteigen fällt so viel von dir ab, was unten im Tal ist. Das Handy, die Termine, der ganze Wahnsinn. Dann hast du endlich mal Zeit, und Zeit gibt Raum, und Raum gibt Platz für ganz neue Ansätze und wunderbare Gespräche.

**Bischof Hanke:** Und ich hab's bisher in keinem anderen Bereich so intensiv erlebt, wie bei Bergkameradschaften, dass man sich von Mensch zu Mensch begegnet.





*Bischof Gregor Maria Hanke: „Die Sehnsucht hat mich auf den geistlichen Weg geführt [...]. Gerade in den Bergen, bei schönen Erfahrungen und Touren, werde ich dieser Sehnsucht wieder gewahr.“*

**Bischof Hanke:** Da heißt es tief durchatmen. Das sind heilsame Erfahrungen, wenn man mit seiner Angst konfrontiert wird. Vielleicht kennst du das so gar nicht Thomas, diese Nähe der Angst.

**Thomas Huber:** Doch.

**Bischof Hanke:** Ich denke, daran wächst man. Ich finde es heilsam, weil das im Leben auch passiert. Das Leben ist ja keine Autobahn. Das normale Leben ist mit so vielen Herausforderungen, mit so vielen kritischen Situationen behaftet: insofern ist für mich dann eine Tour eine viel bessere Möglichkeit, das therapeutisch anzugehen.

**Thomas Huber:** Wenn man richtige Furcht hat, eine richtige Urangst, man könnte abstürzen, es könnte das Ende sein, da spürt man plötzlich, wenn das Herz pocht. Wer spürt denn wirklich, wenn man hier drinnen sitzt, dass sein Herz schlägt? Wenn dieser Moment da ist, spürt man plötzlich alles. Und wenn du das durchstanden hast, durch dein Können, auch durch deine Gedanken, durch den Dialog, den du jetzt hattest mit Hans – das bleibt für dich immer besonders und stärkt dich und gibt dir so viel Vertrauen und Zuversicht, dass eigentlich alles funktioniert.

**Bischof Hanke:** Du kennst das also auch, in der Championsleague – wie sieht das bei dir aus?

**Thomas Huber:** Mir hat vor kurzem ein guter Freund, der mich unheimlich inspiriert, einen schönen Satz gesagt: „Wenn Angst dich beherrscht, wirst du genau das erfahren, wovor du dich fürchtest. Aber wenn du dein Leben mit Liebe erfüllst, dann kannst du alles schaffen.“ Das ist für mich ein zentraler Satz. Angst gehört dazu, dass man Respekt hat vor einer Sache. Dass ich einfach umdrehe, nach links oder nach rechts. Aber Angst soll mich niemals beherrschen. Dann lebe ich in ständiger Furcht und gehe nicht nach vorne. Was mich und mein Leben beherrschen soll, das soll die Liebe sein, die Energie, das Licht, das Positive. Und wenn du das hast, kannst du sowieso alles erreichen.

**Florian Schuller:** Neben den Erfahrungen von Sturz oder Angst gibt es ja auch die Erfahrung des Scheiterns: Ich habe mir etwas vorgenommen, und es klappt nicht. Irgendetwas zwingt mich, umzukehren.

**Thomas Huber:** Wenn ich weit über der letzten Sicherung bin oder habe eine kleine Leiste in der Hand, mir rutscht der Fuß weg und ich stürze zehn Meter in das Seil, habe ich natürlich das Vertrauen und das Wissen: okay, das Seil hält mich schon, und mein Partner fängt mich auf. Scheitern gehört dazu. Wenn ich einen Sturz ausschließen würde, würde es nie an die Grenze gehen. Früher war es anders. Wo Ihr unterwegs wart, da durfte man nicht stürzen. Mein Vater hat das auch so gelernt. Stürzen in's Seil geht nicht. Aber dadurch ist die Progression des Kletterns sehr langsam gewesen. Man ist nie so schwer geklettert. Erst seitdem wir gesagt haben, Stürzen und Scheitern gehört zum Leben, haben wir uns wahnsinnig schnell entwickelt, weil wir aus jedem Stürzen und Scheitern lernen, reflektieren, wieder nach Hause gehen, wieder trainieren und du stürzt zum fünften Mal, dann heißt es halt: In der Boulderkammer mal ein paar Einheiten am Leistenbrett hängen, dass die Kraft stimmt. Dann gehst du hin und machst es irgendwann. Wollen wir mal ausmachen, dass wir gemeinsam eine Kletterei machen?

**Bischof Hanke:** Sag mal, seit wann willst du Altenbetreuung machen?

**Thomas Huber:** Nein. Ich bin ziemlich entspannt. Wenn du mal den Weg nach Berchtesgaden findest und eine Wunschroute hast: Da kenne ich eine geniale Route. Frei wäre sie acht minus. Bei den technisch schweren Stellen kommt das Seil von oben, da kannst du ein bisschen ausprobieren. Ich steige auch vor, aber du musst auch mal etwas vorsteigen im Überschlag, ist ja klar.

**Florian Schuller:** Schlussfrage an Thomas Huber: Worin oder warum beneiden Sie den Bischof?

**Bischof Hanke:** Der Thomas beneidet mich nicht, der freut sich.

## Bewusst leben

**Thomas Huber:** Wenn ich auf Expedition gehe, nach Pakistan oder Patagonien, dann rufe ich auch Schwester Theodolinde an. Sie wird für mich beten. Das hat sich schon so eingespielt. Als Familie gehen wir in eine Kirche, wir beten und freuen uns, wenn wir nach den zwei Monaten wieder Danke sagen können. Dann kommt der schmerzliche Moment des Abschiednehmens, wenn ich aus unserer Haustüre raus gehe. Ich schaue nochmals in die Augen meiner Kinder und sag ihnen: Ich komme wieder nach Hause. Das ist ein unmittelbar bewusst erlebter Moment des Abschiednehmens, den du im normalen Alltag ständig verdrängst. Aber der ist wichtig für mich selbst, aber auch für meine Frau und Kinder. Wir sollten das eigentlich viel öfter zelebrieren. Ein bewusstes Abschiednehmen und Willkommenheißen; damit zelebriert man das Leben.

**Bischof Hanke:** Thomas, mich hat das sehr angesprochen. Da wird sichtbar, dass das Leben ein Geschenk ist.

Wir nehmen es viel zu sehr vom Anspruchsdenken her.

**Thomas Huber:** Aber ich muss auch eines sagen: Wenn ich das jeden Tag so machen würde, als würde ich auf Expedition gehen, würde das meine Familie komplett wahnsinnig machen. Aber unsere Familie hat dieses Geschenk, Danke zum Leben zu sagen. Und jetzt gehst du und tust alles dafür, dass du wieder zurückkommst. Da sind wir wieder zurück beim Ueli Steck, weil viele auch gesagt haben: Ja, der ist ja selbst schuld, wenn er da hin geht und runter fällt. Das stimmt schon. Aber ich muss ganz ehrlich sagen: Wenn jemand nur zu Hause auf der Couch rum sitzt, das finde ich auch grob fahrlässig. Also lassen wir das moralisieren und sagen was recht und unrecht ist. Wir Bergsteiger machen unser Ding und andere ihres. Wenn ich in die Berge gehe, möchte ich mein Leben nicht aufs Spiel setzen und als Held sterben, ich möchte leben und versuchen, die tödliche Gefahr bewusst anzunehmen, Risiken zu erkennen und zu überleben.



*Profikletterer Thomas Huber lauscht aufmerksam den Ausführungen von Schwester Theodolinde Mehlretter, der früheren Generaloberin der Barmherzigen Schwestern und Chefin der Firma Adelholzener.*

**Thomas Huber:** Was du vorher gesagt hast, freut mich total. Ich freue mich bei jedem Menschen der sagt, dass er genau das gefunden hat, womit er seine Sehnsucht leben kann. Ich lebe sie in den Bergen und du lebst sie in deiner Berufung. Wer seine Berufung zum Beruf gemacht hat, hat einen Lottegewinn.

**Florian Schuller:** Gibt es etwas, was der Bischof beim Thomas beneidet?

**Bischof Hanke:** Die Huberbuam verfolge ich natürlich schon seit langem. Ich bin noch aus der Generation, die Wolfgang Güllich angeschwärmt hat. Dann sind die Huberbuam wie die Sterne aufgegangen, und ich habe immer wieder

## Schwester Theodolinde

**Schwester Theodolinde:** Die Huberbuam haben mit uns einen Adelholzener Werbespot besprochen. Da haben wir uns kennen gelernt am Hochfelln oben. Die Sympathie ist Übergesprungen, der Thomas hat gesagt: Es freut mich, dass du da bist. Ich habe gesagt: Thomas, mich freut es auch. Und immer, wenn der Thomas weg gegangen ist, hat er gesagt: Theodolinde, wenn du Zeit hast, bete für

mich. Ich brauche dein Gebet. Und ich habe gesagt: Thomas, ich habe es dir versprochen, dass ich dich begleite im Gebet. Das ist Gottes Sache, aber ich schicke ihm die Schutzengel mit. Da bin ich ihm sehr verbunden und auch seiner Familie und darum sind wir Freunde. Ich gehe zwar nicht auf den Berg, weil ich dafür schon zu alt bin, aber der Berg verbindet uns auf eine ganz andere Art und Weise.

gelesen, was sie alles treiben. Ich habe mir jetzt nochmals deine ganze Liste von Besonderheiten ausgedruckt. Das ist phänomenal, ich freue mich riesig, dass ein Mensch zu so etwas fähig ist, sich so Eins machen kann mit den Bergen. Das ist ja auch der Inhalt deiner Klettereien: kein Kampf, sondern das Eins-Werden.

**Thomas Huber:** Dass ich so eine lange Liste habe, dazu habe ich auch viel Glück gehabt. Und viel Glück gebraucht.

**Bischof Hanke:** Ich bewundere den Thomas und freue mich riesig, dass ich hier sein kann. Es ist ja für die Kreisklasse etwas Schönes und Ehrenvolles, mit dem Champion zusammen zu sein.

**Thomas Huber:** Da sitzt aber auch ein Champion einer anderen Art und Weise. Für mich ist es immer interessant, mit jemandem wie dir zu reden. Was mich total fasziniert: du bist Bischof und nor-

malerweise würde man sich gar nicht trauen, so jemanden anzureden. Faktisch bist du ganz normal und ganz bodenständig.

**Bischof Hanke:** Thomas, das macht das Klettern.

**Thomas Huber:** Genau.

**Florian Schuller:** Das war ein tolles Schlusswort. Dankeschön, Thomas Huber und Bischof Hanke, für den Abend und viele Schutzengel für die nächste Zeit. Brauchen der Thomas Huber und der Bischof beim Klettern, und der Bischof vielleicht auch ab und zu in der Kirche. Es bleibt das wichtige Wort von der Sehnsucht. Sie treibt einen weiter und hält die leuchtenden Augen wach. Ich wünsche uns allen, dass etwas übergesprungen ist von der Begeisterung der Beiden. □



Auch Prof. Dr. Rupert Gebhard, Direktor der Archäologischen Staatssammlung München, und seine Ehefrau Dr. Brigitte Haas-Gebhard sind

begeisterte Bergsteiger und treffen in der Katholischen Akademie auf über 150 Gleichgesinnte.

## Jagd nach Rekorden

**Thomas Huber:** Es stimmt, es geht ständig um Rekorde, aber wir benennen das auch als Rekorde. Wir gehen dahin, wo noch keiner gewesen ist, oder wir versuchen, es besser zu machen, schneller zu machen. Das ist ein Prozess im Team. Zum Beispiel der Speed Rekord an der Nose. Das war ein Agreement mit meinem Bruder, hat aber nichts mit einem Rekord zu tun. Das war eine Performance, du verwächst mit der gesamten Übung. du erforscht dich selbst. Nein, es gibt keinen Druck, auch keinen Sponsor, der mir sagt, ich muss etwas machen. Wir haben Gott sei Dank einen total Super-Partner, der uns unterstützt. Klar, wir sind Suchende und hoffentlich immer mal wieder Findende. Aber wir werden weiter suchen. Ich habe da kein Problem, wenn es mal nicht mehr so geht. Ich habe keinen Druck.

**Bischof Hanke:** Thomas, mich würde interessieren, wie es dazu kam, dass ihr bei der Nose beschlossen habt: Wir wollen da auf Speed gehen. Du hast gesagt, es gibt keinen Druck, aber vielleicht kannst du uns ein bisschen in euer Inneres schauen lassen.

**Thomas Huber:** Okay, ich lasse euch zusehen. Wir haben zwei Jahre davor die Zodiak geklettert. Rechts daneben gibt es eine Sechshundert-Meter-Wand, einen Bigwall, der sehr schwer ist, technisch A4. Jetzt sind wir sehr im Fachsimpeln drin, aber das muss ich so sagen. Dann haben wir die erste Rotpunktbegehung gemacht. Wir haben zwei Anläufe gebraucht, weil es zu warm war. Es muss kühler sein, weil dann der Gummi vom Kletterschuh eine bessere Reibung hat. Letztendlich haben wir es geschafft, als Brüder. Wir haben aber noch drei Wochen Zeit gehabt, und uns war langweilig. Dann haben wir gesagt: Jetzt kennen wir die Zodiak schon so gut und der alte Speedrekord der Zodiak liegt bei sechs Stunden. Das Speedklettern haben wir immer eher belächelt. Dann haben wir aber gesagt, jetzt probieren wir das mal aus. Normalerweise haben wir drei Tage gebraucht, für die freie Durchsteigung dieser Wand. Jetzt probieren wir das mal mit technischen Hilfsmitteln und frei, jetzt klettern wir durch. Beim ersten Versuch haben wir gleich den alten Rekord um vier Stunden unterbo-

ten. Dann haben wir gesagt: Hey das ist ja lustig. Zodiak, wo jeder Topkletterer drei Tage braucht, sind wir in vier Stunden durch, das ist ja irre. Dann sind wir beim nächsten Mal hingegangen und haben nur noch drei Stunden und fünfzig Minuten gebraucht. Und dann immer besser und immer besser. Letztendlich haben wir es geschafft in drei Stunden und fünfzehn Minuten. Es hat uns so viel Spaß gemacht, dass ich beim Nach-Hause-Fliegen gesagt habe: Alexander, glaubst du, es ist möglich, die Zodiak in unter zwei Stunden zu klettern? Es ist eigentlich unmöglich. Wir haben uns wirklich speziell zu Hause darauf vorbereitet und trainiert. Dann sind wir nochmals zurückgegangen und haben es wirklich geschafft, die Zodiak in einer Stunde und zweiundfünfzig Minuten zu durchklettern. Ihr müsst euch vorstellen: Da war eine Seilschaft in der letzten Seilung. Die haben gerade angefangen, ganz oben zu klettern, und die haben wir noch eingeholt, als sie oben ausgestiegen sind.

**Florian Schuller:** Und nicht wegen des Rekords, sondern weil es Spaß gemacht hat?

**Thomas Huber:** Ja. Weil es uns Spaß gemacht hat. Natürlich sind wir getrieben, das gebe ich auch ehrlich zu. Aber es macht uns total viel Spaß und nur wenn du für eine Sache so brennst, kannst du dich wirklich so reinknien. Nur so mit dem normalen Training geht das gar nicht mehr. Das musst du drin haben und dann ist die Sache entstanden und das ist eine nette Geschichte am Rande. Haben wir die Zeit noch?

**Florian Schuller:** Ja.

**Thomas Huber:** Unser Kameramann war mit dabei, hat aber den Fokus nicht richtig scharf gestellt. Dann hat er zu mir noch gesagt: Thomas und Alexander, es tut mir so leid. Die Filme sind nichts geworden. Aber wenn ihr den Nose-Rekord schafft, der so lange schon steht, spreche ich euch, dann stelle ich auch wirklich scharf. Aus der Geschichte ist dann der Film „Am Limit“ entstanden. Und deshalb sind wir letztendlich zur Nose gegangen.

## Presse

### Süddeutsche Zeitung

04.05.2017 – „Ich war auch mal ein fanatischer Ministrant“, verrät der Bergsteiger, aber dann habe er die Mädchen doch interessanter gefunden als die Kirche. Warum den geistlichen Weg? Da habe er eben seine Berufung gefunden, sagt Hanke. „Aber das schließt ja nicht aus, dass man auch Klettern gehen kann.“ Und ja, natürlich ziehe er dazu was Gescheites an. Tatsächlich haben die beiden auch im Alltag mit der Disziplin des anderen zu tun. Der Bischof etwa nimmt zu Firmgottesdiensten gerne ein Bergseil mit; Gott nehme sie ans Seil, erzählt er den Jugendlichen dann, auf den könnten sie sich verlassen. Huber dagegen sagt, er sei ein gläubiger Christ, nur ein Kirchgänger, das sei er nicht. (...) Die Berge, das Leben, das sei seine Kirche.  
*Jakob Wetzel*

### KNA / katholisch.de

11.05.2017 – „Du kletterst ganz lässig, Gregor“, eröffnet Huber das Gespräch mit einem freundlichen Kompliment. „Du übertreibst, Kreisklasse trifft Champions League“, gibt der nur in seiner knappen Freizeit bergsteigende Benediktiner-Bischof bescheiden zurück. Dieser vertrauliche Ton zieht sich durch den weiteren Abend, dabei haben sich die beiden gerade erst persönlich kennengelernt. (...) Zwei Berufene tauschen sich da über eine gemeinsame Leidenschaft aus, die sie bei allen Unterschieden im Lebensweg verbindet: über die Magie der Berge, über Sehnsucht und Scheitern, Ängste und Abschiede. Wenn Thomas Huber in sein nächstes Abenteuer aufbricht, geht er mit seiner Familie in die Kirche und verspricht ihnen, heil zurück zu kommen. „Einen solchen bewussten Abschied sollten wir öfter zelebrieren im Alltag.“ Und er bekennt, dass er sich darüber freut, dass Ordensschwester Theodolinde Mehlretter dann für ihn betet.  
*Christoph Renzikowski*

### Alpin.de

15.05.2017 – Nach ein paar ersten Gesprächsminuten, die aus aktuellem Anlass dem Tod von Ueli Steck gewidmet

werden, nimmt die Diskussion launig Fahrt auf. Obwohl sich Huber und Bischof Hanke an diesem Abend zum ersten Mal gegenüberstehen, begegnen sie einander mit großer Neugierde und Offenheit. Thomas gesteht gleich zu Beginn zwar kein regelmäßiger Kirchgänger, aber sehr wohl gläubiger Christ zu sein. (...) Der 50-jährige Kletterer, der mit Ehefrau Marion und den drei Kindern in Berchtesgaden lebt, spricht es zwar nicht aus, aber man spürt, dass er großen Respekt vor Bischof Hanes Vita hat, der seiner Berufung folgte, den Weg zu Gott einschlug und sich bedingungslos dem Zölibat verschrieb.

*Johanna Stöckl*

### Kirchenzeitung für das Bistum Eichstätt

21.05.2017 – Für die Zuhörer im Saal wird schnell klar, dass beide Bergsteiger auf gleicher Wellenlänge sind und ein unterhaltsames, aber auch tiefgehendes Gespräch führen. Das Schlüsselwort für beide heißt „Sehnsucht“. Huber, der auch eine Ausbildung zum Bergführer gemacht hat, genießt es, freier Kletterer zu sein: „Ich gehe nur meiner Sehnsucht nach, das ist ein Lotto-Gewinn, dafür lebe ich. Das ist kein Beruf, sondern Berufung!“ Darauf Hanke: „Da sind wir beisammen. Meine Sehnsucht hat mich auf den geistlichen Weg geführt, aber gerade im Berg werde ich dieser Sehnsucht wieder gewahr, die mich in der Natur zu Gott führt. Denn nach einer Bergtour bin ich ‚froh-gemut‘, das setzt Lebensenergie frei.“  
*Annette Krauß/jh*

### Passauer Bistumsblatt

28.05.2017 – Mit ihren Bergerfahrungen gehen beide auch missionarisch um. Huber kommt an diesem Abend von einem Motivationsvortrag für „young professionals“, der Bischof nimmt zu seinen Firmpredigten gern ein Seil mit. „Firmung heißt: Gott nimmt dich ans Seil. Du kannst dich auf ihn verlassen. So kapiere die jungen Leute, worum es geht beim Heiligen Geist.“ Hat der große Huber bua da gerade still genickt?  
*Christoph Renzikowski/kna*

# Respekt?!

**Pöbeleien an Bahnhöfen, Hasstiraden im Internet oder Mobbing im Büro – unsere Erfahrungen im Alltag scheinen immer deutlicher die grundsätzliche Abwesenheit von Respekt zu bekunden. Genau diesen Befund nahm die Katholische Akademie Bayern zum Ausgangspunkt, um am 9. Oktober 2017 zum Vortrag von Prof. Dr. Heinz Bude einzuladen: „Respekt?! Was die Schule zur**

**Gesellschaft beitragen kann.“ In Zusammenarbeit mit dem Katholischen Schulkommissariat in Bayern und dem Fachbereich Schulpersonal der Erzdiözese München und Freising wurde so zu erörtern versucht, wie das allgemeine Phänomen der Respektlosigkeit zu bewerten ist und dabei die Frage gestellt, ob Respekt einfach nur fehlt oder letztlich doch erlernt werden kann.**

## Was die Schule zur Gesellschaft beitragen kann?

Heinz Bude

### I.

Ein Gemeinwesen braucht Respekt. Das glaube ich auch. Man begegnet Andersdenkenden mit Respekt, obwohl man unter Umständen ihre Auffassung nicht teilt. Man respektiert die Lebensleistungen des Nachbarn, der in einem Beruf tätig ist, den man überhaupt gar nicht kennt. Man ist der Meinung, dass im Autoverkehr Fahrradfahrer auch Fußgänger respektieren sollten, und man ist vielleicht der Meinung, wenn man mit Leuten in einem Abteil zusammen über eine längere Strecke fährt, dass man respektvoll sich mit ihnen unterhält, auch wenn man von der Lebenswirklichkeit gar nicht so viel mit ihnen teilt. Und natürlich sollte man respektvoll miteinander im Kegelclub sein oder auch in einer demokratischen Partei. Also, Respekt ist hilfreich und vielleicht sogar wichtig für ein Gemeinwesen.

Ich lasse für den Augenblick oder vielleicht sogar für den gesamten Vortrag einmal außer Acht, ob die Diagnose stimmt, dass unsere Gesellschaft kälter, brutaler, egoistischer geworden ist. Sie merken schon, wenn ich das sage, dass ich nicht so ganz sicher bin, ob das stimmt. Ich lasse das jetzt einmal außen vor. Ich will mich der Frage des Respektes von der Problematik her zuwenden, dass unsere Gesellschaft sich offenbar in neuen Pluralitäten befindet, die die Interaktionsform des Respektes notwendiger werden lässt. Das hat etwas mit Heterogenisierungsprozessen unserer Gesellschaft zu tun, die sich offenbar nicht mehr in einem herrschenden Lebenszuschnitt auflösen lassen. Ich werde im Folgenden den ganz simplen Punkt machen, dass Respekt zu lernen ist innerhalb der respektvollen Atmosphäre einer Schule.

Wie lernt man Respekt in einer respektvollen schulischen Atmosphäre?



Prof. Dr. Heinz Bude, Professor für Makrosoziologie an der Universität Kassel

Ich habe es schon angedeutet, dass ich für den Moment Respekt als ein Verhaltensmerkmal beschreiben möchte, nicht so sehr als ein Charaktermerkmal. Die Frage lautet dann: Wie ist man eigentlich respektvoll gegenüber Menschen?

Wenn ich das als ein Verhaltensmerkmal beschreibe, möchte ich zweitens sagen, im Blick auf die Schule, dass diese Ausprägung von Respekt nicht das Ergebnis von Erziehung ist, sondern ein Effekt von Sozialisation. Hier besteht ein grundsätzlicher Unterschied. Eltern meinen, dass sie ihre Kinder erziehen, so wie sie glauben, dass sie ihren Kindern Sprechen beibringen. Das ist ein großes Missverständnis. Keine Mutter,

kein Vater bringt dem Kind Sprechen bei. Das können sie gar nicht, denn sie können dem Kind nicht sagen, wie es den Gaumen im Mund bewegen soll, um „Ah“ zu sagen. Das können sie dem Kind nicht beibringen. Sie bringen dem Kind Sprechen bei, indem sie sprechen, und die ganze Spracherwerbtheorie hat herausgefunden, dass die Kinder aus dem Sprachmaterial, das die Eltern den Kindern präsentieren, die Regeln selbstständig herauslesen, um zu sagen: Aha, so spricht man also. Das heißt, Sprechen lernen ist ein sozialisatorischer Vorgang, der natürlich darauf aufbaut, dass mit den Kindern gesprochen wird und dass in ihrer Welt gesprochen wird, aber, oh Wunder, jedes Kind kann jede Sprache der Welt lernen. Wenn die Eltern Chinesisch sprechen, dann lernt es Chinesisch, und wenn sie Bayerisch sprechen, dann lernt es Bayerisch. Sie bringen es ihm nicht bei; es bringt es sich selber bei.

Und so ist es auch mit dem Respekt. Der Respekt ist nicht etwas, was sich innerhalb eines schulischen Milieus so entwickelt, dass man sagt: Du musst jetzt so und so respektvoll sein. Sondern die Einübung von Respekt ist das Ergebnis einer sozialisatorischen Ökologie, etwas vornehm ausgedrückt, aus der die Schülerinnen und Schüler selber herauslesen können, was es heißt, respektvoll miteinander umzugehen.

Es ist auch gar nicht so ganz einfach, Respekt zu haben, denn es geht beim Respekt nicht immer darum, zurückhaltend zu sein, nicht immer darum, den anderen den Vortritt zu lassen, und nicht immer darum, taktvoll zu schweigen. Das alles kann respektvolles Verhalten sein. Es kann aber auch ein respektvolles Verhalten sein, seine Stimme zu erheben, jemandem unverlangt zu Hilfe zu eilen, und es kann auch respektvoll sein, seine eigenen Wertungen deutlich zu machen. Es kommt auf den Kontext an, was es eigentlich heißt, mit jemandem respektvoll umzugehen.

Ich sage das deshalb, weil es erhebliche Schwierigkeiten aufwirft, einen Algorithmus für Respekt zu entwickeln. Dann könnte man Respekt vielleicht wirklich jemandem beibringen, indem man sagt, du musst Respekt haben immer dann, wenn: Einer Frau machst du als Mann die Tür auf und lässt sie vor dir hinausgehen. Frauen mögen das, wenn es nicht überzogen inszeniert wird, nach wie vor ganz gern, weil sie das Gefühl haben, dass ihnen so auf selbstverständliche Weise Respekt entgegengebracht wird. Man muss das als Mann nicht tun, aber man kann es tun. Es kann nämlich manchmal auch respektvoll sein, die Tür zu knallen, weil man findet, es ist zu stickig geworden, und es gebietet der Respekt vor einem Thema, dass man jetzt nicht ruhig bleiben kann. Das kann auch ein respektvolles Verhalten sein.

### II.

Es geht also um dieses komplexe, kontextsensible und schwer in einen Algorithmus zu fassende Verhalten, das sich in einer Schule entwickeln soll. Und da zu gehören immer zwei Seiten. Es gehören die Schülerinnen und Schüler dazu, die sich respektvoll den Lehrkräften gegenüber verhalten, und es gehören die Lehrpersonen dazu, die sich respektvoll den Schülerinnen und Schülern gegenüber verhalten. Wenn in der Ökologie einer Schule diese Doppelseitigkeit des Respekterweisens nicht existiert, kann ich mir schwer vorstellen, wie sich bei den Schülerinnen und Schülern ein respektvolles Verhalten entwickeln soll.

Daran erkennen Sie den Unterschied zwischen Sozialisation und Erziehung: Eine Autoritätsperson kann gebieterisch Respekt verlangen; aber wenn im all-

täglichen Verhalten kein Respekt zu erkennen ist, an den alle sich halten, dann können die Heranwachsenden die Regeln des Respekts auch nicht verstehen. Wozu dient Respekt und wie erweise ich Respekt? Respekt hat immer etwas mit einer Form von Aufmerksamkeit für andere zu tun. Allerdings nicht von unten nach oben, sondern von Angesichts zu Angesicht. Man respektiert die Andersheit des Anderen und erwartet unausgesprochen, dass die Anderen einem selbst gegenüber das auch tun. Gleicher Respekt ist nicht nur einseitig; es ist eine wechselseitige Veranstaltung.

Respekt – das muss man sich klar machen – ist heute wieder weltweit ein sehr aktueller Begriff geworden. Alle Befreiungsbewegungen auf der Welt heute arbeiten mit dem Begriff des Respekts. Wenn Sie so einen Autor wie Achille Mbembe nehmen, ein in Frankreich intellektuell sozialisierter Autor, der jetzt Professor für Philosophie an der Universität von Johannesburg ist und der ein bemerkenswertes Buch geschrieben hat, „Kritik der schwarzen Vernunft“, in dem es um die Frage der Lebensrechte der Kolonisierten in einer Welt der Kolonisation geht: Er verlangt für die Kolonisierten Respekt. Die Freiheit der Welt ist eine Welt des Respektes, für die, die unterdrückt worden sind, die keine Stimme hatten, die jetzt eine Stimme haben wollen und sich eine Stimme nehmen, wenn sie sie nicht bekommen. Respekt ist die große Kategorie.

Respekt ist die Kategorie in der Arabellion gewesen: Respektiert unsere Lebensentwürfe, unsere Lebensform. Wir wollen nicht die Gesellschaft von Grund auf ändern, wir wollen nur Respekt für unsere Lebensentwürfe haben. Deshalb haben sie sich auf den Plätzen versammelt. Sie sind nicht mit Transparenten durch die Straßen gezogen und haben gesagt, wir wollen dies und jenes, sondern sie haben sich auf den Plätzen versammelt und haben ihr Leben geführt und haben Respekt für ihr Leben eingefordert. Respekt ist eine sehr moderne, sehr aktuelle Kategorie, weltweit.

Damit sehen Sie schon, dass wir mit dem alten Begriff des Respektes, der den Respekt vor Autoritäten meint, vielleicht nicht mehr so weit kommen. Ich glaube nicht, dass wir wieder von einer Welt träumen sollten, wo der Apotheker und der Rechtsanwalt und der Pfarrer und der Lehrer lokale Respektautoritäten waren, zu denen man sagte: Guten Tag, Herr Pfarrer, guten Tag, Herr Lehrer, guten Tag, Herr Apotheker, guten Tag, Frau Doktor – obwohl sie gar keinen Dokortitel hat, weil sie den vom Mann mitgenommen hat. Diese Welt ist vorbei, und ich sehe auch keinen Grund, dass sie wiederkommen sollte. Diese Welt hierarchischen Respekts, die nur davon ausgeht, dass du Respekt vor mir zu haben hast, weil ich die zu respektierende Autorität bin: Wir sollten nicht davon träumen, dass sie wiederkommt, auch nicht für die Lehrerinnen und Lehrer. Es gibt zu viele in unserer Welt, die Bildungsaufsteiger waren und erfahren haben, dass ihnen Respekt abgenötigt wurde von Leuten, mit denen sie die Erfahrung gemacht haben, dass die sie niedergemacht haben, gedemütigt haben, wo Bildungsaufstiege auch Wege einer Demütigung gewesen sind, und die innere Zurechnung des Bildungsaufstieges als der eigenen Leistung war eine des Niederarbeitens der Demütigung.

Ich nehme den in letzter Zeit vielfach im Misskredit geratenen Gerhard Schröder als Beispiel. Warum hat der immer über Lehrer als faule Säcke geredet? Man hat es ihm ausgedrückt, hat gesagt: Lass es doch, es sind Wählerstimmen, lass es! Aber er konnte es nicht lassen. Warum? Weil es seine Lebenserfahrung ist. Er hat sich gegen Leute durchsetzen müssen, die immer Respekt verlangt



In der U- oder S-Bahn, auf Bahnsteigen sitzt man herum und spielt auf dem Handy. Respektvoller Umgang ist etwas anderes.

Maskot – Alamy Stock Foto

haben, aber die ihm immer deutlich gemacht haben: Du bist doch einer von unten, und dein Vater, der existiert doch gar nicht mehr, und deine Mutter ist Putzfrau. Und er hat es ihnen gezeigt und ist Bundeskanzler geworden. Er will diesen Respekt nicht mehr erweisen, vor dem Pfarrer und vor den Lehrern und vor den Apothekern. Respekt soll nicht mehr eine Herrschaftsform zementieren, sondern den Mut zu sein bekräftigen. Respekt vor jemandem zu haben, der versucht, sein Leben irgendwie hinzukriegen. Hinter der viel kritisierten Agendapolitik kann man durchaus die Vorstellung einer Gerechtigkeit durch Respekt vermuten.

### III.

Wie geht das? Lassen Sie mich bei den einfachsten Formen des Respekts beginnen. Die einfachste Form des Respekts ist das Grüßen. Grüßt man jemanden nicht, ist das eine Art, dieser Person den Respekt zu entziehen. Grüßen heißt „Guten Tag“ und „Auf Wiedersehen“. Ich weiß, Sie sagen das hier anders; ich komme gleich dazu. Aber in der Welt, in der ich groß geworden bin, sagte man „Guten Tag“ und „Auf Wiedersehen“. Und „Guten Tag“ und „Auf Wiedersehen“ heißt: Ich nehme dich zur Kenntnis, ich freue mich, dich wiederzusehen. Das ist eine basale Form des Respektierens in der Weise, dass man mit dem „Guten Tag“ und „Auf Wiedersehen“ sagt, wir gehören zu einer Welt und respektieren uns als Beteiligte in der einen Welt, in der wir ein Grußverhältnis miteinander unterhalten. Das Grüßen, das Zur-Kennntnis-Nehmen des anderen, um zu sagen, wir leben in einer Welt. „Guten Tag“ und „Auf Wiedersehen“, das ist die erste Form der Herstellung einer gemeinsamen Welt des Respekts.

Das geht noch in einer Stufe weiter, dass mit dem „Grüß Gott“ noch ein Dritter ins Spiel kommt, der genau diese

gemeinsame Welt bekräftigt. In dem „Grüß Gott“ ist die achtvolle Kenntnisnahme des anderen – ich übertreibe jetzt etwas – die achtvolle Zurkenntnisnahme des anderen ein Beweis dafür, dass wir gemeinsam in einer Welt leben, die nicht nur auf unserer eigenen Selbstermächtigung beruht. „Grüß Gott“ und „Auf Wiedersehen“, nicht mehr, nicht sehr dramatisch. Oder noch eine Stufe weiter, wenn Sie die Nachbarin kennen, mit der Sie respektvoll umgehen, dann fügt man vielleicht noch „Wie geht's?“ hinzu. Und machen Sie nicht den Fehler und sagen, wie es Ihnen wirklich geht. Darum geht es nicht.

Es geht nicht darum, dass Sie sagen, wie es Ihnen geht, sondern Sie sollen bitte nur sagen: Gut, oder wenn es ganz schlimm ist, es muss. Nicht mehr. Es geht um die Kurzkommunikation mit jemandem, mit dem einen nichts verbindet: „Wie geht es Ihnen?“, „Alles in Ordnung?“. Das ist eine Art und Weise der Kenntnisnahme und der gemeinsamen Verständigung, die besagt: Wir versuchen schließlich alle, unser Leben hinzukriegen: „Wie geht's?“ und zu antworten „In Ordnung“ oder „Muss“, heißt: Danke der Nachfrage, aber geschenkt wird mir nichts. Mir geht es um diese Struktur des wechselseitigen Herstellens einer Beziehung in einer relativ unspektakulären Form des sich aufeinander Beziehens. Dies gilt natürlich alles in einer Welt, in der man sich kennt, auch nur flüchtig kennt, oder ein Grußverhältnis, wie man so schön sagt, unterhält.

Respekt kann auch ganz anders aussehen, wenn Sie sich in der Stadt befinden. Sie wissen, das harte Gesetz der Großstadt heißt „Don't focus!“, „Kuck niemanden an!“. Wenn Sie in der U-Bahn sitzen – ich weiß nicht, wie das hier in München ist, aber in Berlin lassen Sie das, kucken Sie lieber niemanden an, weil dann heißt es: „Hey?! Was willst du? Was kuckst du?“ Da heißt es absurderweise, dass du kuckst, ist nicht

eine Form der Wahrnehmung, sondern es ist ein aggressiver Akt. „Bleibe bei dir“, „Don't focus“ und „Sprich mich nicht an!“. Und vor allen Dingen, der Kern des Respekts in der Stadt heißt: „Don't touch me“. Und wenn du mich zufällig berührst, dann musst du dich entschuldigen.

Es kann keinen Grund geben, irgendjemanden in der Öffentlichkeit anzufassen, auf keinen Fall. Und wenn du das tust, respektierst du mich nicht! Du fasst mich einfach an, du kuckst mich einfach an, du respektierst mich nicht! Das hat Georg Simmel die „Blasiertheit des Großstadtmenschen“ genannt. Blasiertheit kann eine Form von Respekt sein, indem man sagt: Ich lasse dich bei dir,

ich fasse dich nicht an, ich schaue dich nicht an; das ist meine Form des Respektes in der Anonymität der Großstadt. Auch das ist eine Form von Respekt. Nicht, „Wie sieht der denn aus, wie sieht die denn aus?“, „Was will der denn hier, was will die denn hier?“. Nein: „Lass die Leute!“, „Don't focus!“, „Don't touch!“.

Es gibt drei klassische Fragen, die Sie allen stellen dürfen und die auch wiederum Momente des Respekts enthalten. Die klassische, die kommt immer weniger vor, weil man nicht mehr davon ausgehen kann, dass mein Gegenüber raucht: „Haben Sie mal Feuer?“ Sie durften oder dürfen diese Frage in jeder Situation, auch einem wildfremden Menschen stellen; das ist ein Gesetz der Stadt, man darf wildfremde Menschen nach Feuer fragen. Das ist eine Geste der Zuwendung, die erlaubt ist. Und wehe, wenn einem einer nicht Feuer gibt und keine Erklärung dazu abgibt. Dann ist das eine Kriegserklärung. Man sagt schließlich, wenn einer fragt: „Haben's mal Feuer“, „Tut mir leid, ich rauche nicht, ich habe keine Streichhölzer oder, kein Feuer“. Für meinen Vater wäre es noch klar gewesen, man macht das Streichholz an und gibt dem Menschen Feuer. Völlig klar, kann man doch nicht machen, dass man kein Feuer gibt! Völlig klar, gehört sich doch unter zivilisierten Menschen. Zweite Frage, die Sie jedem stellen dürfen: „Wo ist die Mandlstraße?“ Die Antwort: „Was fragst du mich so doof, kuck's doch selber auf Google nach!“ wäre wieder eine Kriegserklärung im Alltag. Man darf irgendeinen Passanten fragen: „Wo ist die Mandlstraße?“ Und die dritte erlaubte Frage lautet: „Wie viel Uhr es ist?“.

Das sind die drei Fragen, die Sie wildfremden Menschen stellen dürfen, und wo die Ablehnung dieser Frage der Ausdruck höchsten Nichtrespekts ist. Ich respektiere dich nicht als jemanden, der nach der Zeit fragen darf, ich respektiere dich nicht als jemanden, der Feuer haben darf, ich respektiere dich nicht als jemanden, der die Mandlstraße sucht. Ich sage das nur deshalb, wie fein in den Poren der Gesellschaft die Logik des Respekts drinsteckt, und wie kompetent man sein muss, um einmal diesen modernen Begriff zu sagen, um respektvoll mit anderen umgehen zu können. Die Wechselseitigkeit und die Kontextualität, also, Respekt in der Großstadt ist etwas ganz anderes als Respekt vor den Leuten, mit denen man im gleichen Haus wohnt. Beides sind Themen



Auch Dr. Judith Müller, die Leiterin des Fachbereichs Gemeindeberatung und Organisationsentwicklung im Erzbischöflichen Ordinariat München und Mitglied im Allgemeinen Rat der

Akademie, war zur Veranstaltung mit Professor Bude gekommen. Hier ist sie im Gespräch mit Dr. Margaretha Hackermeier vom Katholischen Schulkommissariat, die ein Grußwort sprach.

des Respekts, beides sind Themen, die die Infrastruktur, die soziomoralische Infrastruktur unserer Gesellschaft kennzeichnen.

Ein letzter Punkt, auf den ich in dieser Hinsicht, dem unspektakulären Teil des Respekts, noch hinweisen möchte, ist die „Kannitverstan“-Haltung: Ich verstehe nicht, was du meinst! Normalerweise folgen wir der etcetera-Regel. Die etcetera-Regel besagt: Ich verstehe nicht, was die oder der da gerade gesagt hat, aber es wird sich schon klären. Man wartet einfach. Das machen wir oft, sonst könnte Kommunikation gar nicht vorankommen. Es gibt immer Leute, bei denen wir sagen: Was meinen die, ich verstehe überhaupt nicht, aber das wird sich schon irgendwie klären. Es gibt aber auch Menschen, die immer gleich wissen wollen: Ja, was heißt denn das jetzt? Die Mehrzahl der Beteiligten wird allerdings unruhig, wenn eine bestimmte Person immer gleich so fragt. Warte doch mal ab, es wird sich schon klären. Es ist ganz wichtig, ab wann man jemandem zu verstehen gibt, ich habe dich nicht verstanden, denn man sagt eigentlich: Wie kannst du dich so blöd ausdrücken, dass ich dich nicht verstehe.

Es gibt Kulturen, in denen das Fragen, vor allem das sokratische Nachfrage, etwas Obszönes hat. Warum? Weil es der Respekts gebietet, dass man jemanden nicht als einen dastehen lässt, der etwas nicht weiß. Sozialforschung in Singapur ist eine schwierige Angelegenheit, weil Interviewer auf Fragen ein langes „Hm, hm“ hören. „Ja, ist es so oder ist es so?“ „Ja, so und so.“ Man wird als westlicher Wissenswoller verrückt. Respekt heißt, ich habe die Verantwortung dafür, dass die andere Person ihr Gesicht wahren kann. Ich will nicht die fragende Person, die offenbar etwas nicht weiß, nicht durch mein Wissen blamieren. Deshalb – das nennt man Takt – fragt man nicht immer sofort: „Ich verstehe nicht!“ Die „Kannitverstan“-Haltung ist eine sehr aggressive Form, seinen mangelnden Respekt zum Ausdruck zu bringen. Du hast dich so bescheuert ausgedrückt, dass ich dich gar nicht verstehen kann! „Kannitverstan“! Hä? Was hat der gesagt?

#### IV.

Respekt bedeutet, sich in die Rolle des anderen hineinzusetzen, die Verantwortung für den anderen zu übernehmen, dass die andere Person ihr Gesicht wahren kann und nicht bloßgestellt wird durch mein Verhalten. Das ist Respekt. Das ist die Interaktionsform von Respekt, und ich komme zur Schule als Interaktionskontext von Respekt zurück. Was charakterisiert die Schule eigentlich? Was ist das für eine Welt? Die Unterscheidung zur Familie ist da sehr hilfreich. Zu Hause kann keiner, Vater, Mutter, ältere Geschwister, sagen: Das gehört jetzt nicht hierher. Also wenn irgendjemand etwas sagt am Tisch, können die Eltern als kommunikative Schiedsrichter nicht sagen, das gehört jetzt nicht hierher. Dann würde man sagen, ist der bescheuert, der Vater oder diese Mutter? Sie können einem Kind doch nicht sagen, das gehört jetzt nicht hierher. In der Schule kann die Lehrperson allerdings sagen: Das gehört jetzt nicht hierher. Daran sehen Sie schon den ganzen Unterschied. Das ist der Unterschied zwischen diffuser und spezifischer Kommunikation.

Die Familie ist von dem Merkmal der diffusen Kommunikation gekennzeichnet. Das heißt, Sie können zu jeder Zeit alles thematisieren, was Sie wollen. Sie können anfangen zu weinen, Sie können zusammenbrechen, Sie können dummes Zeug fragen. Das dürfen Sie alles in der Familie oder in der familialen Lebensgemeinschaft. Warum? Weil für



Antonio Guillem Fernández / Alamy Stock Foto

*Anschreien, Mobbing, Intrigieren – auch im Büro unter Arbeitskollegen gehört es zum Alltag.*

alle Familienmitglieder jedes andere Familienmitglied als volle und ganze Person relevant ist, in ihrer vollen unwissenden und wissenden Gesamtheit. Alle Eltern werden das Kind, das weint, in den Arm nehmen und sagen: Beruhig dich mal, und dann klären wir, ob der Franz nicht recht gehabt hat, dir eine zu scheuern. Aber Sie werden doch nicht erst sagen: Jetzt wollen wir doch mal klären, ob der Franz nicht recht gehabt hat, dass er dir eine gescheuert hat. Sie werden das Kind erst einmal trösten.

In der Schule ist das schwierig. Da geht das nicht so einfach. Die Schule ist dadurch charakterisiert, dass der einzelne Schüler, die einzelne Schülerin nicht als ganze Person relevant ist, sondern – ich sage das jetzt einmal etwas überzogen – als Rollenträgerin, nämlich als Schülerin und Schüler. Und wodurch wird man zu einer Schülerin und einem Schüler in der Schule? Indem die Einmaligkeit und Einzigartigkeit der jeweiligen Person der Schülerinnen und Schüler über einen Kamm geschoren wird. Das nennt man Leistungsanforderungen. Und was müssen die Kinder lernen, was lernen sie in einer respektvollen guten Schule? Dass die Note in der Mathematikarbeit oder das Ergebnis der Tests im Religionsleistungskurs nicht darüber entscheidet, was für ein Mensch man ist. Dass man vielleicht nicht gut Mathematik kann, aber vielleicht sehr gut Suchmaschinen nutzen oder sehr gut Bockspringen kann, oder sehr gut Gedichte vortragen kann, oder sehr gut eine Präsentation über die UNESCO mit irgendwelchen wunderbaren Details vortragen kann.

Das Wichtige ist, dass die Schule eine Spaltung der Person vornimmt und sie gleichzeitig heilt. Die Spaltung der Person ist die zwischen dem unwiederbringlich einzigartigen Ich der Kinder und Jugendlichen und ihrer Rolle als Schülerinnen und Schüler innerhalb der Schule, die nämlich etwas lernen sollen, nach bestimmten Maßstäben, nach bestimmten

Standards. Und die wichtigste pädagogische Leistung des Lehrpersonals besteht darin, diesen Unterschied deutlich zu machen und ihn gleichzeitig aufzuheben. Das ist eine paradoxe Leistung, das ist der Kern der pädagogischen Kompetenz, im Unterschied zur didaktischen und methodischen Kompetenz: Die Balancierung zwischen Einzigartigkeitsunterstützung und Rollenspezifität hinzubekommen. Zwischen Talentvielfalt und Leistungsfokussierung, das unaufteilbare Individuum in der Schülerin und im Schüler wahrzunehmen und Anforderungen in der Rolle zu verdeutlichen.

Wichtig ist: Es geht darum, dass du etwas lernst. Und du bist gleichzeitig in einem Bildungsprozess begriffen, der

dich noch mehr zu einer einzigartigen Person macht, als du es vielleicht je in deiner Familie warst. Das ist das, was man die stellvertretende Deutung im pädagogischen Handeln der Lehrperson in Bezug auf die Schülerinnen und Schüler nennen kann. Zu erklären, es ist ein furchtbarer Schritt, den du jetzt tun musst, nämlich du musst deine Familie verlassen, du musst dich in dieser unübersichtlichen Welt einer Schule behaupten, und du wirst in dieser Welt etwas lernen und erfahren können, was du nie in der Familie erfahren kannst. Etwas ganz Neues, das ist schmerzvoll, aber auch schön, und ich weiß um dich als eine einzigartige unwiederbringliche Person, der das zugemutet wird.



*Arbeiteten für das Gelingen des Abends respektvoll zusammen: Akademiestudienleiter Dr. Johannes Schießl, Schulleiter Stefan Ambrosi, Wolfgang Dinkel vom Fachbereich Schulpastoral der*

*Erzdiözese München und Freising, Religionslehrerin Martina Goldhofer-Kotter und Gerhard Schneider, Leiter des Fachbereichs Schulpastoral im Münchner Ordinariat (v. l. n. r.).*

## Die abschließende Diskussion



**Die Diskussion zwischen Martina Goldhofer-Kotter, Religionslehrerin im Kirchendienst und Mitarbeiterin der Schulpastoral in der Grundschule an der Prinzregentenstraße in Rosenheim,**

**Studienleiter Dr. Johannes Schießl, Professor Heinz Bude und Stefan Ambrosi, Schulleiter der Staatlichen Realschule Ismaning und Mitarbeiter im Krisenseelsorgeteam der Erzdiözese**

**München und Freising, ergab den Konsens, dass der Institution Schule ein wichtiger Erziehungsauftrag zuzuweisen ist.**

Ich betone diese Ambivalenz, weil sie zwei Verfallsformen pädagogischen Handelns deutlich macht. Da sind zum einen die Lehrerinnen und Lehrer, die behaupten, es gehe in der Schule nur um Wissensvermittlung und Kompetenzerwerb und um nichts anderes, wir sind eine Qualifikationsmaschine; bleibt mir vom Hals mit dieser ganzen Psychologie. Zum anderen aber auch die Lehrerinnen und Lehrer, die das Prinzip der individuellen Förderung als unvereinbar mit der Institution der Schule ansehen: Durch die Lehrpläne und das Notensystem werde systemisch verhindert, dass die einzelnen Kinder und ihre jeweilige Einzigartigkeit zum Ausgangspunkt genommen werden können. Aber auch individuelle Förderung ist eine Förderung in Bezug auf Standards des Könnens und Vermögens. Standardisierung und Singularisierung bilden im pädagogischen Handeln eine widersprüchliche Einheit der Person, die die Quelle der Erfahrung von Respekt darstellt. Respekt heißt nämlich, etwas verlangen zu können und gleichzeitig das vulnerable Individuum zu sehen, das in jeder Schülerin und jedem Schüler steckt.

Eine respektvolle Atmosphäre ist in einer Schule dann gegeben, wenn die Schülerinnen und Schüler erfahren können, was die Schule für einen Beitrag für ihren individuellen Bildungsprozess leistet, was es einem abfordert und wie man weiterkommt, und in welche Art von Krisen man dabei kommen kann, und wie diese Krisen als Elemente von Bewährungen für das eigene Leben anzusehen sind. Lernen fürs Leben heißt lernen, mit der Unumgänglichkeit von unauflösbaren Differenzen der Leistung, des Herkommens und der Präferenzsetzungen umzugehen, und gleichzeitig das Gefühl dafür zu bekommen, dass man in dieser Welt als einzigartige, unwiederbringliche Person da ist.

Woran zeigt sich das? Ich weise auf eine basale Form schulischer Interaktion hin, das ist das Aufzeigen. Das Aufzeigen ist ein unglaublicher Vorgang. Wenn ein Kind die Hand hebt, sagt es: „Ich weiß, was Thema ist.“ Es sagt zweitens: „Ich habe zu dem Thema etwas zu sagen.“ Und es sagt drittens: „Ich stelle mich der Kritik, weil alle mithören.“ Ein unglaublicher Vorgang! Wir reden über das Wetter, wir reden über Pythagoras, wir reden über Paul Celan, und ich, nördlich der Zukunft, ich habe was zu sagen, was nördlich der Zukunft liegt. Und alle kucken, was kommt da jetzt für ein

Quatsch raus, die anderen Kinder, die auch an der Schule sind. Und ich sage das, ich habe den Mut, das zu sagen, und ich weiß, da sind welche, die fangen an zu grinsen. Das ist die Logik der Einübung von Respekt, wenn die Lehrperson genau das zum Thema macht, dass es hierum geht, dass man in Bezug auf ein bestimmtes Thema, das gerade im Unterricht relevant ist, etwas zu sagen hat und sich der Kritik durch die anwesenden Mitschülerinnen und -schüler stellt.

Was lernt man? Man lernt in diesem Moment, Respekt zu erfahren bedeutet, in einer Welt aufzuzeigen, in der man sich exponieren kann, ohne dass man untergehen muss. Ich kann meine Stimme erheben, kann etwas sagen, und es ist quasi die pädagogische Kunst, diesen Beitrag zum Unterricht in ein gemeinsames Geschehen einzufügen, das dann die Gemeinsamkeit des respektvollen Arbeitens an einem Thema darstellt. Ich hebe deshalb auf dieses Grüßen und auf dieses Aufzeigen ab, um diesem Thema sozusagen die erzieherische Dimension zu nehmen, um gerade nicht von Charakter, sondern von einer Verhaltensform zu reden, von einer Art und Weise des Umgangs miteinander, und was es eigentlich bedeutet für die Konstitution, die Herstellung der respektvollen Atmosphäre innerhalb einer Schule.

### V.

Bevor ich zum Schluss komme, möchte ich Ihnen noch einen Gedanken weitergeben, weil diese Atmosphäre des Respekts auch etwas für die Lehrerinnen und Lehrer bedeutet. Es gibt von einem französischen Philosophen, Jacques Rancière, den schönen Gedanken des unwissenden Lehrmeisters: Der unwissende Lehrmeister (der nennt das so auf Französisch, die haben da keine Sorge, so ein bisschen pathetisch zu reden) ist dadurch charakterisiert, dass er darüber überrascht ist, was er bei seinen Schülerinnen und Schülern bewirkt hat, obwohl er das gar nicht wollte. Dass er plötzlich merkt, die haben etwas herausgeholt, von dem ich selber nicht wusste, dass das da drin gesteckt hat. Und Rancière behauptet: Das ist wahre Pädagogik. Ich will nicht so weit gehen, ich will Ihnen nur den Gedanken sagen: Wahre Pädagogik ist die Pädagogik des Überraschtwerdens davon, was mit einem Impuls, den Sie gesetzt haben, in den Köpfen und Herzen der

Schülerinnen und Schüler wird. Man kann nicht kontrollieren, was da passiert, sondern die Spur der Bildung verläuft oft anders, als man denkt.

Ich sage das wieder zum Thema des Respekts. Es macht an Schulen einen Unterschied ums Ganze! Man kann das sogar empirisch identifizieren, ob es diesen Raum für das Eigenleben von Gedanken gibt oder nicht, ob man sagt, Input – Output, oder ob es diese Idee gibt, diese vibrierende Atmosphäre des geistigen Lebens. Das sind Worte, die man bei einem für die Pädagogik wichtigen Autor des amerikanischen Pragmatismus, bei George Herbert Mead, finden kann. Diese Idee, dass im Lernen selber der Respekt eine wichtige Rolle spielt, dass die Schule sich begreift, mit Lehrpersonen und Schülerinnen und Schülern als Beitragern zu einer gemeinsamen Entfaltung einer geistigen Tätigkeit, aus der man natürlich etwas lernen soll, aus der man etwas mitnehmen soll, aus der man einen Gewinn für seine eigene Selbstbildung ziehen soll.

Gibt es jetzt basale Regeln für die Ökologie des Respekts einer Schule? Ich bin da erstmal wieder beim Grüßen. Vielleicht kann man eine ganz basale Regel aufstellen: Jede Person grüßt jede Person. An unserer Schule wird gegrüßt! Die Lehrerinnen und Lehrer werden von den Schülerinnen und Schülern begrüßt, die Lehrerinnen und Lehrer grüßen die Schülerinnen und Schüler. Und wenn irgendjemand in die Schule kommt, den man nicht kennt, wird die Person erstmal begrüßt von den Schülerinnen und Schülern. Und wenn die ein bisschen älter sind, fragen sie: „Kann ich Ihnen helfen, wo wollen Sie hin?“ Eine ganz einfache Regel: Grüßen. Es geht ums Grüßen, weil das nämlich eine zweite Implikation hat: Jede einzelne Person, die grüßt, grüßt im Namen aller. Wenn man „Guten Morgen“ zu einer Schulkameradin sagt, die man trifft, begrüßt man eigentlich alle Schulkameraden. Und wenn man es zu einer Lehrperson sagt, und die grüßt mit „Guten Morgen“ zurück, dann verwirklicht sich in dieser Wechselseitigkeit des Respektzollens die Wahrnehmung der jeweils anderen Person und der Anerkennung ihrer Eigenart in der Gemeinsamkeit des gesamten schulischen Geschehens.

Daraus folgt eine dritte Regel: Wir, die wir uns grüßen, gehören zusammen. Die Schulgemeinschaft ist eine Grußgemeinschaft des sich wechselseitig Zurkenntnis-Nehmens. Ich weiß, wenn die

dann im Bus nach Hause fahren, dann tun die wieder so, wenn sie drei Klassen auseinander sind, als ob sie sich nicht kennen würden. Aber sie kennen sich natürlich, und grüßen sich peripher. Das ist eine ganz komplizierte Sache. Also, die Oberstufe will natürlich, dass alle unten erst mal wegspringen, wenn sie kommen. Respekt ist mit Ungleichheit durchaus vereinbar. Mir ist hier nur der Gedanke wichtig, dass das Respektieren innerhalb der Schule eine Schulgemeinschaft des sich wechselseitig Grüßens herstellen kann. Wir sind ein Wir, das sich zur Kenntnis nimmt.

Und viertens: Wir gehören zu der Gemeinschaft der sich selber Grüßenden, weil wir darauf achten, dass jeder in der Möglichkeit, die er hat, in dieser Gemeinschaft vorkommt. Es ist ein bisschen so ein Weinberg-Des-Herrn-Modell. In der Gemeinschaft der Schule, in der respektvollen Gemeinschaft der Schule kommen alle unter bestimmten Maßstäben in ihrem jeweiligen Können unter den allgemeinen Maßstäben vor. Es ist die Möglichkeit des Vorkommens innerhalb einer schulischen Gemeinschaft. Das bringt meiner Ansicht nach so etwas wie eine respektvolle Atmosphäre hervor, aus der man dann lernen kann, was es heißt, respektvoll miteinander umzugehen.

### VI.

Natürlich gibt es harte Proben, keine Frage. Ich weiß nicht, ob Sie schon einmal jemanden unterrichtet haben, der, wie man alltagssprachlich sagt, nazimäßig drauf ist. Was heißt es da, Respekt zu haben? Hat auch ein „Identitärer“ Anspruch darauf, dass man seine Leistung für das Vorankommen des Ganzen wahrnimmt und ihn als singuläres Individuum zur Kenntnis nimmt? Wenn Sie das nicht mehr glauben, dann haben Sie diese Schülerin, diesen Schüler oder die sexuell unkenntliche beschulte Person pädagogisch aufgegeben.

Ich glaube, wir werden mehr und mehr mit solchen Situationen zu tun haben. Ich möchte jetzt nicht Leute, die nazimäßig drauf sind, mit Leuten vergleichen, die irgendwie anders radikal drauf sind. Aber wir werden in der Zukunft in unseren Schulen mehr mit Leuten zu tun haben, die Dinge für richtig halten, die Sie möglicherweise als Lehrerinnen und Lehrer nicht für richtig halten. Und ich glaube nicht, dass wir diese Fragen alle im Hinweis auf die Verfassung klären können. Da geht es um die Frage, was heißt Respekt in Bezug auf Andersdenkende und Andersfühlende.

In einer Gesellschaft wachsender Heterogenität, in der die Schülerinnen und Schüler zum Teil aus Elternhäusern kommen, wo Dinge eine Rolle spielen, die wir als Abkömmlinge der Mehrheitsklasse gar nicht für richtig halten, ist eine Kultur des Respekts eine anspruchsvolle Aufgabe. Wie findet man das Körnchen der Wahrheit, das für die Schule insgesamt eine Bedeutung haben kann? Wenn jemand mit Ego-Shooter-Spielen seine Zeit verbringt oder 120 Stunden lang in einem Second-Life-Spiel untertaucht. Hat das einen Platz? Kann ich das respektieren? Ist darin ein Kommentar zu unserer gemeinsamen Welt zu erkennen?

Ich glaube, das sind wichtige Fragen, wenn man das Thema des Respekts anspricht. Ich wiederhole mich: Ich glaube nicht, dass es ein Zurück gibt zu dem Guten Tag, Herr Pfarrer, Guten Tag, Herr Apotheker, Guten Tag, Herr Rechtsanwalt. Sondern es gibt nur die Möglichkeit der Gemeinsamkeit des Schaffens einer respektablen Welt, aus der die Schülerinnen und Schüler lernen können, was es heißt, Respekt in einer Gesellschaft der Pluralität oder gar der Heterogenität zu haben. □

## Autoren zu Gast bei Albert von Schirnding

# Christian Lehnert

Mit Christian Lehnert war am 4. Dezember 2017 ein Dichter, Essayist und evangelischer Pfarrer zu Gast bei Albert von Schirnding. Christian Lehnert, im Hauptberuf Geschäftsführer des Liturgiewissenschaftlichen Instituts der Universität Leipzig, wurde für sein Werk vielfach ausgezeichnet und

wird gerühmt für seine hochpoetische bildhafte Sprache. Wie immer, führte Albert von Schirnding in Leben und Werk „seines“ Autors ein, Christian Lehnert trug aus seinen Werken vor und die beiden Literaten führten im Anschluss ein ebenso freundschaftliches wie hochprofessionelles Gespräch.



Christian Lehnert las auch aus seinen Werken.

## Eine Einleitung

Albert von Schirnding

Hören Sie zunächst ein Gedicht aus dem jüngsten, wenn ich recht gezählt habe, siebten Lyrikband „Windzüge“ meines hochwillkommenen Gastes Christian Lehnert:

Du, wie Laub, das dunkler steht, wie Lorbeer,  
wie Stamm und Brand und Asche, wonach die Vögel haschen,  
wie langes Ruhen. Wer kann dich erinnern, wer vergessen?  
Du zu sagen, ist es nicht vermessen?  
Du, wie schwelendes Gesträuch am Weg,  
wie Staubwind, du, wie Schweigen, dem sich die schnellen Tage neigen,  
du erster, nie benannt, wie Laub ...  
Ich weiß nicht: Hab ich je an dich geglaubt?  
Es war vergebens, denn du pochst in mir,  
du schwelst, und was ich auch verlier, du atmetst, brennst an meinem Weg.

Kein Gedicht, das sich dem Hörer oder Leser ohne weiteres öffnet, dem man aber interpretierend auch nicht allzu nahe treten darf, weil es sich sonst, gegen Berührung allergisch, erst recht in sich zurückziehen würde. Es gleicht in dieser Gleichzeitigkeit von entgegenkommender An-Sprache und sich ins Schweigen entziehender Unverfügbarkeit dem achtmal genannten Du, an das es sich auf höchst indirekte Weise, über Vergleich und Metapher richtet. Am wenigsten verfänglich ist der Blick auf seine Gestalt. Vier Terzinen und zum Schluss ein Zweizeiler ergeben vierzehn Zeilen, und damit verrät es sich als ein sehr originell maskiertes Sonett; ich habe diesen Modus der Zeilen-Anordnung sonst noch nie gesehen. Von der üblichen Form der zwei Quartette und der zwei Terzette kennt man nur die aus dem Shakespeare-Sonett übernommene Abweichung, dass vom letzten Terzett eine sich reimende Doppelzeile abge-



Albert von Schirnding stellte Christian Lehnert und dessen Werke vor.

trennt wird. Das Sonett, auch in der klassischen, sozusagen in der Petrarca-Form hat seinen favorisierten Platz in Lehnerts Reim- und traditionellen Rhythmus keineswegs exklusiv in wählender, aber eben auch keineswegs verschmähender Lyrik. Weil der in vier Zeilen gebrochene, über der Einladung stehende Doppelvers im Band „Windzüge“ unmittelbar auf das eingangs zitierte Gedicht folgt, habe ich den Verdacht, dass auch dieser trotz seines Anklangs an Angelus Silesius als Ende eines fragmentierten Sonetts, als Fazit von zwölf ungesagten Zeilen gelesen werden könnte:  
Der Gott, den es nicht gibt, ist mir ein dunkler Riß,  
ist meiner Seele nah, sooft ich ihn vermiß.

„Der Gott, den es nicht gibt“: Da zuckt man als Besucher der Veranstaltung einer Katholischen Akademie und angesichts der Tatsache, dass der Dichter evangelischer Theologe ist, vielleicht im ersten Moment zusammen. Aber Lehnert zitiert das Dictum eines anderen evangelischen Theologen, Dietrich Bonhoeffers: „Gott gibt es nicht.“ Das ist nicht das lakonische Credo eines Atheisten, sondern entspringt der Einsicht, dass Gott auch dem Gläubigen nicht als Gegenstand gegeben ist nach der Weise aller Objekte, mit denen wir es als Subjekte zu tun haben und die wir uns vorstellen, mit unseren Sinnen erfahren, die wir benennen, behandeln, uns anpassen oder auch ignorieren können. Dass nur in paradoxen Sätzen von Gott, den es nicht gibt, die angemessene Rede sein kann, ist alte Weisheit der Mystiker und geht aus den mystischen Nachklängen und pietistischen Vorklängen der Verse des Johann Scheffler alias Angelus Silesius hervor. Das Lehnertsche Paradox der mit Gottes Abwesenheit korrespondierenden Nähe ist den anno 1657 erschienenen „Geistreichen Sinn- und Schlußreimen“ des „Cherubischen Wandersmanns“ durchaus ebenbürtig.

Kein Zweifel kann bestehen, dass das in dem eingangs zitierten Sonett angesprochene und auch wieder nicht angesprochene Du den Vermissten, das Ich als dunkler Riss verwundenden, unendlich nahen, unendlich fernen Gott meint. „Ich weiß nicht: Hab ich je an dich geglaubt?“ scheint eine Leerstelle auszudrücken, die sich ein Pfarrer eigentlich nicht erlauben kann. Scheinbar. Denn auch hier rückt der Präpositionalausdruck „an dich“ Gott in die unmittelbare Nachbarschaft eines Akkusativ-Objekts; auch hier wäre Gott im positiven Falle ein habhafter Gegenstand. Die Unauflöslichkeit, Unentrinnbarkeit der Ich-Du-Beziehung wird in den letzten drei Zeilen des Gedichts umschrieben.

Wie sag ich's meinem Kinde? Christian Lehnert hat als evangelischer Pfarrer in zwei Dörfern in der Nähe von Dresden gewirkt. ‚Pfarrer‘ hängt etymologisch mit ‚Pferch‘ zusammen, ein Wort, das einen eingehetzten Platz bezeichnet hat (wir kennen noch ‚einperchen‘); also ist der Pfarrer nichts anderes als der Pastor, der seine ihm anvertrauten Gläubigen wie Lämmer hütet. Muss er da nicht auch seine Zunge hüten, falls Zweifel an der Wahrheit, die er zu verkünden hat, ihn heimsuchen? Die Gratwanderung zwischen Prediger und Zweifler führen die beiden Prosabücher Lehnerts vor: die „Korinthischen Brocken“, ein Buch über Paulus anhand der sechzehn Kapitel des ersten Briefs an die Korinther und die in diesem Jahr unter dem Titel „Der Gott in einer Nuß“ erschienenen „Fliegenden Blätter von Kult und Gebet“. Es fällt auf, dass in beiden Bänden die essayistische Rede an manchen Bruchstellen ins Gedicht übergeht. Im Gedicht, scheint mir, kann ein schreibender homo religiosus weitergehen, weiter weg vom empirischen Ich, weiter weg von den Eindeutigkeiten des Credo ins Mehr- und Vieldeutige, hinaus und hinein ins Offene. Gerade deshalb ist es wichtig, dass er das „in aller Form“ tut; sonst ginge der Weg ins Unverbindliche.

Die Titel von Lehnerts Gedichtbänden sind ihrerseits so poetisch, dass ich sie aufzählen will: „Der gefesselte Sänger“ (1997), „Der Augen Aufgang“ (2000), „Finisterre“ (2002), „Ich werde sehen, schweigen und hören“ (2004), „Auf Moränen“ (2008), „Aufkommender Atem“ (2011) und eben die „Windzüge“ von 2015. Fast alle sind im Suhrkamp-Verlag erschienen. Im vorigen Jahr hat der Lyriker Lehnert den Eichendorff-Preis, 2012 den Hölty-Preis der Stadt Hannover erhalten. Aus der Laudatio von Sebastian Kleinschmidt zitiere ich einen Satz, weil ich's selber nicht so schön ausdrücken könnte. „Ich



Die beiden Literaten im vertrauten Gespräch.

bewundere an ihm“, so der Laudator, „dass seine Dichtung Gesang ist, wehendes Lied, ein Lied der Höhe, der Tiefe, der Weite, ein Lied, das vom Schauvermögen der Sinne, von der Nennkraft der Worte und von der Frageunruhe des Geistes lebt.“

Die Frageunruhe des Geistes, eines vom christlichen Glauben affizierten Geistes, wie ich hinzufügen möchte, liegt als Antriebskraft auch den „Fliegenden Blättern von Kult und Gebet“ zugrunde. In diesem Jahr sind mir drei Bücher begegnet, die im Namen Gottes verfasst sind, zumindest tragen sie seinen Namen auf der Titelseite: Yuval Noah Hararis „Homo Deus“, Peter Sloterdijks Aufsatzsammlung „Nach Gott“ und Christian Lehnerts „Der Gott in einer Nuß“. Wer über Gott, den sich offenbarenden und sich entziehenden, anwesenden oder abwesenden, lebendigen oder toten, schreibt, will hoch hinaus. Zu den höchsten und letzten Fragen. Dem Eindruck des Höhenflugs beugt Christian Lehnert allerdings mit der Synthese von Gott und Nuss vor.

„Nach Gott“ gibt zu verstehen, dass die Sache mit Gott, die für Nietzsche am wenigsten da erledigt war, wo er seinen Tod verkündete, hundertsiebzehn Jahre später zu den Akten gehört, nicht mehr interessiert. Die Gleichung von Homo und Deus läuft auf ein vielfältiges Minus hinaus. Der von Freud als solcher bezeichnete „Prothesen-Gott“ ist im Begriff, zum Anhängsel eines von den Fortschritten der Wissenschaft und Technik, namentlich der Medizin neu geschaffenen Kunstprodukts zu schrumpfen. Daneben existiert noch immer der alte Mensch mit seinen Leiden, seiner Sehnsucht nach Sinn und Geborgenheit, seiner Erlösungsbedürftigkeit. Da sind die Kirchen, die diese Bedürfnisse gewissermaßen bedienen. Und es gibt eine Theologie, die, wie jüngst wieder das in der FAZ gedruckte Interview mit Kardinal Brandmüller erhärtete, sich ihrer prekären Sache so sicher zu sein glaubt, dass sie einen Papst nicht erträgt, der den Mut hat, das „Roma locuta, causa finita“ außer Kurs zu setzen und gewisse strittige Themen der

Gewissensentscheidung mündigen Klerikern zu überlassen. Zwischen einer von sich selbst überzeugten Theologie beider Konfessionen und einer nicht weniger selbstsicheren Nach-Gott-Philosophie klafft eine Lücke, und ich kenne wenige Bücher, die in diese Lücke einspringen und sich ihrer Bodenlosigkeit aussetzen. Christian Lehnert bietet sich seinen Lesern, und das sind, wenn Autor und Leser zusammenfinden, aus überlieferten Selbstverständlichkeiten verstoßene Christen, auf ihrer intellektuellen und emotionalen Wüstenwanderschaft als solidarischer Begleiter an. Es ist nicht etwa die Überlegenheit des Besserwissens, die ihn so vertrauenswürdig macht, vielmehr der einzigartige Charakter des uns namentlich aus dem jüngsten Buch zuteilwerdenden Zuspruchs: der Dreiklang aus kompetenter theologischer Reflexion, persönlicher Erfahrung und poetischer Sprache. Die Wüstenwanderschaft verwandelt sich im Lauf der Lektüre in eine aufregende Gebirgswanderung, bei der das Leitseil der lateinischen Messe vom „Kyrie“ bis zum „Agnus Dei“ den Bergführer und uns, die wir ihm folgen, vor Abstürzen sichert. Die Orientierung an der mir so vertrauten Liturgie kam mir aus der Feder eines evangelischen Theologen überraschend katholisch vor – aber dann dachte ich an Bachs h-moll-Messe. Und schließlich ist Lehnert seit 2012 Wissenschaftlicher Geschäftsführer des Liturgiewissenschaftlichen Institutes der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirchen Deutschlands bei der Universität Leipzig.

Es ist hier nicht der Ort, das Themengewebe dieser aus Gedanken, Erinnerungen und Gedichtzeilen komponierten Lehnertschen Messe zu entfalten, gar zu analysieren. Ich greife nur Einzelnes heraus, das mich besonders bewegt hat. Da ist das Kierkegaardsche (die „Korinthischen Brocken“ zitieren ja einen Kierkegaard-Titel) existenzielle Sich-Einbringen in nahezu jeden geschriebenen Satz: die eigenen Zweifel, die eigene Verzweiflung spricht mit, wenn es um „unsere“ Wahrheit geht; man begegnet auf Schritt und Tritt dem sokratischen Verzicht auf Weisheit, Gewissheit zugunsten des Eros des leiden-

schaftlichen Fragens. „Jede Heilsgewißheit braucht ihren Verräter“, schreibt Lehnert. Denn er weiß: „Nur dort, aus seiner eigenen Negation heraus, kann der Glaube das werden, was er ist: Wagnis und Gnade und wirkliche Bergung.“ Deswegen durchzieht das Buch ein tiefes Misstrauen gegen jede Art von Organisation in Sachen des Glaubens. Ein Gottesdienst, der nicht geschieht, sondern gemacht wird, gibt sich selber auf – in der Sprache des Dichters Lehnert: „Er wird zum Gegenstand – wie Kiefernholz in einer Monokultur, angepflanzt, gefällt, zerspannt, zu Platten gepreßt.“ In der Konsequenz dieses Glaubens-Denkens liegen die Ablehnung einer wachstumsorientierten Kirche, der Lobpreis auf die „Statistiken des Niedergangs“, die Parole zum Aufbruch in „die Wahrheit der Verluste“. Denn: „in den Auflösungserscheinungen dessen, was Bestand hat und gilt, lag schon immer die Rettung für die Kirche.“ Ein zentraler Begriff, der im Zusammenhang mit den paradoxen Notaten auf diesen fliegenden Blättern immer wieder auftaucht, ist Unverfügbarkeit.

Christian Lehnert wurde 1969 in Dresden geboren, wo er auch aufgewachsen ist. Er hat seine Kindheit und Jugend also in der DDR verbracht. Die Verweigerung des Wehrdienstes trug ihm Schwerstarbeit als Bausoldat in den Baueinheiten der damaligen NVA in Prora und Merseburg ein. Nach 1989 studierte er Evangelische Theologie und Orientalistik in Leipzig, Berlin und Jerusalem, von 1998 – 2000 lebte er in Santiago de Compostela, von 2000 bis 2008 wirkte er als Pfarrer in zwei Dörfern südlich von Dresden. Vier Jahre war er Studienleiter für Theologie und Kultur an der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt in Wittenberg; von seiner derzeitigen Tätigkeit war schon die Rede. Die Theologische Hochschule Augustana in Neuendettelsau hat ihm 2016 die Ehrendoktorwürde verliehen. Christian Lehnert ist verheiratet und Vater von drei Kindern. □



Christian Lehnert fand nach der Veranstaltung Zeit, sich mit den Gästen zu unterhalten.



Stephanie Knauer, Pianistin aus Augsburg, spielte unter anderem Werke von Claude Debussy.



# Herrschaft, Gewalt, Krieg

Als Ausklang des Reformations-Gedenkjahrs 2017 war auch bei unserem Akademiegespräch mit Bundeswehr-offizieren Martin Luther das Thema. Der Regensburger Kirchenhistoriker Professor Klaus Unterburger befasste sich am 17. Oktober 2017 mit den Begriffen „Herrschaft, Gewalt und

Krieg“ bei Luther. Gut 300 Offiziere und Offiziersanwärtern aus Bundeswehrstandorten in Süddeutschland, eingeladen von der Akademie und der katholischen Militärseelsorge, verfolgten das Referat aufmerksam und diskutierten sehr lebhaft mit dem Historiker.

## Rückfragen an Martin Luther

Klaus Unterburger

Nach der Kriegsniederlage des Jahres 1945 setzte die Aufarbeitung der NS-Herrschaft in der Gesellschaft und in den Kirchen eher zögerlich ein. Zu sehr war man mit Fragen des eigenen Überlebens beschäftigt, zu sehr fühlte man sich als Opfer und gedemütigt. Erst vorsichtig klang die Frage eines eigenen Versagens im katholischen Bischofswort von August 1945 und im Stuttgarter Schuldbekenntnis des Rats der Evangelischen Kirche in Deutschland drei Monate später an. Im Raum blieb aber die Frage nach den tieferliegenden Ursachen, die zu Anpassung und Kooperation und zur Minderung der Widerstandsbereitschaft geführt haben. Was die evangelische Kirche angeht, so war unter ihren Getauften bei den Wahlen bis 1933 die Stimmzahl für den Nationalsozialismus signifikant höher als in den katholischen Territorien. Schuld schien die mentale und institutionelle Staatsnähe zu haben, da dort die Landesherren seit alters her das landesherrliche Kirchenregiment ausgeübt hatten. Hinzu kam die Identifikation mit dem preußisch und auch protestantisch dominierten Kaiserreich und seinen auch militärischen Traditionen. Deshalb hatte man die Niederlage von 1918 im Protestantismus vielfach als besonders bitter empfunden und war in der Folge anfällig für das völkische Denken gewesen. Zur Weimarer Republik nahm man vielfach ein distanzierendes Verhältnis ein.

Die Diskussion um diese Zusammenhänge hat sich innerprotestantisch mit einer Debatte verbunden, die bereits nach dem Ersten Weltkrieg angehoben hat. Sie hängt mit der historischen Spaltung in eine wittenbergisch-lutherische und in eine schweizerisch-reformierte Strömung des Protestantismus zusammen. Reformierte Theologen wie Karl Barth warfen dem Luthertum vor, dass es zu staatskonform, zu obrigkeitstreu sei. Dies habe seine Ursache in der



Prof. Dr. Klaus Unterburger, Professor für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Universität Regensburg

Theologie Martin Luthers. Luther habe eine Lehre entwickelt, die den Anspruch der christlichen Ethik, der ethischen Verkündigung Jesu Christi, zu Unrecht limitiere: die Zwei-Reiche-Lehre. Neben dem Reich Christi gebe es bei Martin Luther ein zweites Reich, den Staat mit seinen Gesetzmäßigkeiten und Normen. Er sei somit eigengesetzlich. Das Luthertum habe somit darauf verzichtet, den Staat christlich zu normieren. Folge sei Obrigkeitshörigkeit und blinder Staatsgehorsam gewesen, auch noch bis 1945. Um diese Geschichtssicht beurteilen zu können, ist zunächst einmal Luthers Sicht auf den Staat und sein Verhältnis zum Evangelium zu rekonstruieren, ebenso dessen Beurteilung von staatlicher physischer Gewalt etwa im Krieg.

## I. Luthers Lehre von den beiden Regimentern

Anfang der 1520er Jahre war Martin Luther zu einer bislang einzigartigen Popularität gelangt. Der Buchdruck hatte seine Lehre auf bislang analogelose Weise im ganzen deutschen Sprachraum bekannt gemacht. Nur einige Territorien ergriffen scharfe Gegenmaßnahmen, obwohl viele vorsichtig-ablehnend blieben. Neben Bayern war es vor allem Brandenburg und das Albertinische Sachsen mit Dresden als Hauptstadt, die strikt das Wormser Edikt durchführten. Luthers Übersetzung des Neuen Testaments wurde verboten, aufgegriffene Exemplare wurden verbrannt. Durfte die Obrigkeit dies? Musste man ihr hier Gefolgschaft leisten? Luther hatte in seiner Schrift „An den Christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“ im Jahr 1520 angekündigt, sich mit der Frage nach der weltlichen Obrigkeit noch grundsätzlicher beschäftigen zu wollen. Im Jahre 1522 hatte ein bedeutender Rechtsgelehrter, der Bambergische Rat Johann Freiherr von Schwarzenberg, der 1507 die Bambergische Halsgerichtsordnung redigiert hatte, Luther ein heute verlorenes Buch über verschiedene Glaubensfragen zugeschickt. Dieser war ganz damit einverstanden, nur in einem Punkt ganz und gar nicht, nämlich „Von weltlichem Schwert, wie das mit dem Evangelio übereinkäme.“ Hierüber, so erfahren wir, wolle Luther „ein Buchlin sonderlich aus lassen gehen“. Wenige Monate später, im März 1523, erschien dann Luthers Schrift „Von der weltlichen Obrigkeit“.

Diese zerfällt in drei Teile. „Aufs erste müssen wir das weltliche Recht und Schwert gut begründen, dass nicht jemand daran zweifle, es sei durch Gottes Willen und Ordnung in der Welt“, und zwar von Anfang an. In Gottes Auftrag führt die weltliche Obrigkeit das Schwert, das heißt, sie übt Gewalt aus, „auctoritas“, aber auch „violentia“, körperliche Zwangsgewalt, bis hin zu Strafe und Verteidigungskrieg, um dem Bösen zu wehren. Wer Menschenblut vergießt, der soll durch das Schwert umkommen. Anders aber doch die Verkündigung Jesu: „Ihr habt gehört, dass da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, dass ihr nicht widerstreben sollt dem Übel. Sondern wenn dir jemand einen Streich gibt auf deine rechte Backe, dem biete die andere auch dar. Und wenn jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem lasse auch den Mantel. Und wenn dich jemand nötigt eine Meile, so gehe mit ihm zwei“ (Mt 5,38-41).

Steht beides in Widerspruch? Luther lehnt eine Zweiteilung ab, nach der es zwei Ethiken gebe: eine für die normalen Christen, in der Böses vergolten wird und der Staat die Durchsetzung des Rechts mit Zwang und Gewalt vollzieht; die andere für die Vollkommenen, die Ordensleute, die als einzige nach der Bergpredigt leben sollen. Denn kein Christ ist vollkommen aufgrund besonderer Werke oder in einem besonderen Stand. Umgekehrt ist jeder Christ vollkommen, weil im Vertrauensglauben an das Evangelium, der Botschaft von Christus, wir dessen Vollkommenheit geschenkt bekommen. Aber kann die Bergpredigt, die ethische Verkündigung Jesu, wirklich umgesetzt werden, oder wäre das eine weltfremde Utopie, die Aggressionen geradezu einladen würde?

Über jeden Menschen, so Luther, lastet nun der Fluch der Todesgewissheit, der verzweifelten Angst um sich selbst als Wurzel aller egoistischen Selbstbehauptung, aller Ungerechtigkeit und Aggressivität gegenüber dem Nächsten. Es ist für Luther der Fluch Adams, der auf allen Menschen lastet. Gott spricht zu

ihm im Gesetz: Er stellt ihm das Ideal, die Norm vor Augen, zentriert im Gebot, Gott über alles zu lieben und den Nächsten wie sich selbst. Als Gesetzgeber überführt Gott den Menschen, deckt seine Ungerechtigkeit auf. Er will ihn zur Verzweiflung an sich selbst führen, weil er sich selbst, durch eigene Gerechtigkeit und Gutheit, nicht aus dieser egoistischen Selbstzentrierung befreien kann. Als Gesetzgeber treibt Gott den Menschen dazu, dass er seine Erlösung nicht aus sich selbst, sondern anderswo suchen muss. Dem Gerechten ist kein Gesetz gegeben, sondern dem Ungerechten. Das Gesetz hat aber nicht nur die Aufgabe zu überführen, zu entlarven, sondern auch eine zweite Funktion: Es muss dem Bösen wehren, sonst würde, so Luther, „eines das andere fressen“.

Wer aber an Christus glaubt, glaubt, dass er für ihn gestorben ist, erhält im Glauben dessen Gerechtigkeit. Er glaubt dem Evangelium, in dem Gott zu uns ebenfalls spricht: Nicht aufgrund eigener Werke, sondern allein durch die Werke Christi, die Gnade, also durch eine fremde Gerechtigkeit, sind wir vor Gott gerecht. Diese Erkenntnis gibt uns nach Luther die Gewissheit, dass wir, obwohl uns Gott als Gesetzgeber verurteilt, in Christus doch gezeigt hat, dass er uns annimmt, erlöst, dass wir in ihm geborgen sind, und zwar so, dass weder Tod, noch Krankheit, noch Unheil uns im Letzten etwas anhaben können. Aus dieser Freude heraus wollen wir von selbst Christus nachfolgen, nach seinem Beispiel leben. Wie Christus nach dem Gesetz der Bergpredigt gelebt hat, so bemühen sich auch die wahren Christen, freiwillig, von sich aus. Nicht, dass das Erfüllen dieses Gesetzes Christi heilsentscheidend ist, das ist das Vertrauen und die in ihm geschenkte Gerechtigkeit Christi. Dennoch bemüht sich der wahre Christ von sich aus, Christus nachzufolgen, Böses mit Gutem zu vergelten. Solche Christen „bedürfen für sich selbst keines Gesetzes noch Rechts“.

„Wenn nun jemand die Welt“, so Luther, „nach dem Evangelium regieren und alles weltliche Recht und Schwert aufheben und vorgeben wollte, sie wären alle getauft und Christen, unter welchen das Evangelium kein Recht noch Schwert haben will, (bei denen es) auch nicht nötig ist: Lieber, rate, was würde der machen? Er würde den wilden, bösen Tieren die Bande und Ketten auflösen, dass sie jedermann zerrissen und zerbissen, und daneben vorgäben, es wären feine, zahme, kirre Tierlein. ... So würden die Bösen unter dem christlichen Namen die evangelische Freiheit missbrauchen, ihre Büberei treiben ... Ja freilich ist's wahr, dass Christen um ihrer selbst willen keinem Recht noch Schwert untertan sind, noch seiner bedürfe; aber siehe zu und mach die Welt zuvor voll rechter Christen, ehe du sie christlich und evangelisch registierst. Das wirst du aber nimmermehr tun, denn die Welt und die Menge sind und bleiben Unchristen, ob sie gleich alle getauft (sind) und Christen heißen.“ „Deshalb muss man diese beiden Regimenter mit Fleiß voneinander scheiden und beides bleiben lassen: eines, das fromm macht, das andere, das äußerlich Frieden schaffe und bösen Werken wehret.“

Christus hat „kein Schwert geführt, hat auch in seinem Reich keines eingesetzt. Denn er ist ein König unter Christen und regiert ohne Gesetz allein durch seinen heiligen Geist.“ Bei ihm werden, wie der Prophet Jesaja vorhergesagt habe, „Schwerter zu Pflugscharen“ (Jes 2,4). Da jeder Christ aber in der Welt mit Bösen, mit potentiellen Gewalttätern zusammenlebt, ist auch die weltliche Gewalt weiter von Nöten, die im Auftrag Gottes dem Unrecht



Foto:Wikipedia

In seiner Schrift „Von der weltlichen Obrigkeit“ gibt Martin Luther keinen Freibrief für den Staat: Denn die Grenze des Gehorsamsanspruchs ist dann erreicht, wenn der Staat auf den inneren Menschen, seine Überzeugungen und

sein Gewissen ausgreifen will. Und Luther war dabei auch gegenüber den Fürsten seiner Zeit durchaus kritisch. „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen“, sagt Luther klar und deutlich.



Professor Klaus Unterburger (Mi.), der Leitende Militärdekan Artur Wagner, Leiter des Katholischen Militärdekanats München (li.), und der Evangelische Leitende Militärdekan Ralf Zielinski.

wehrt, Unschuldige schützen soll, die also das Schwert in Gottes Namen führt. Sie ist nötig, da es immer Unrecht gibt oder geben kann, da die Welt niemals nur aus echten Christen bestehe. Wie soll sich aber der Christ zu ihr verhalten? So wie sich der Christ selbst nicht zu verteidigen braucht und des Schwertes nicht bedarf, so sicher braucht er es, um den Nächsten zu schützen, Unschuldige, die ihm anvertraut sind. So fungiert die weltliche Gewalt in Gottes Auftrag und tut ein gutes Werk und der Christ soll ihr dienen. Für sich selbst, so Luther, bedürfe er dieser gar nicht. Aber er soll dem Nächsten dienen, den er ja lieben soll, und das Schwert agiert im Dienst an dem Nächsten.

Luther spricht den Christen an: „Denn es ist ein Werk, dessen du (zwar) nicht bedarfst, das aber aller Welt und deinem Nächsten ganz von Nutzen und nötig ist. Du solltest, wenn du sähest, dass es am Henker, Büttel, Richter, Herrn oder Fürsten mangelte, und du dich geschickst fändest, dich dazu erbieiten und dich darum bewerben, auf dass ja die notwendige Gewalt nicht verachtet und matt würde oder unterginge. Denn die Welt kann und vermag ihrer nicht zu entraten .... In Bezug auf dich und das Deine hältst du dich nach dem Evangelium und leidest Unrecht als ein rechter Christ; in Bezug auf den andern und das Seine hältst du dich nach der Liebe und leidest kein Unrecht gegen deinen Nächsten: welches (alles) das Evangelium nicht verbietet, ja vielmehr an anderer Stelle gebietet.“

Das Schwert, die Gewalt, ist so nach Luther ein besonderer Gottesdienst aus Liebe zum Nächsten, die der Christ schätzen soll, wie er auch die Ehe oder seinen Beruf schätzen soll. Für sich selbst soll sich der Christ nicht rächen, aber für die anderen soll er das Böse strafen, um diese zu schützen und die Übergriffe des Bösen abzuwehren.

Dies ist Luthers berühmte Lehre von den beiden Regimentern in ihrer klassischen Formulierung. Teil II und Teil III seiner Schrift von 1523 beschäftigen sich nun zum einen mit der Frage, wie weit sich die Gehorsamspflicht gegenüber der weltlichen Obrigkeit erstreckt, dann damit, wie ein weltlicher Machthaber sich verhalten soll. Für die erste Frage ist folgende Unterscheidung zentral: Der Christ will im heiligen Geist seinem Herrn innerlich und ganz nachfolgen; der Anspruch des weltlichen Regiments hingegen erstreckt sich nicht auf das Innere, nicht auf die Überzeugung, sondern schützt den äußeren Menschen, „Leib und Gut und was äußerlich auf Erden ist. Denn über die Seele“, so Luther, „kann und will Gott niemand regieren lassen als sich selbst allein.“ Wo also das weltliche Regiment der Seele Gesetze geben will, verdirbt man sie. Jede Gewalt soll ja nur da handeln, wo sie die Dinge beurteilen kann. Deshalb ist es für Luther Unrecht, wenn weltliche Fürsten sein Neues Testament verbieten und beschlagnahmen. Die Kirche soll dem Glaubensirrtum entgegen treten und nicht die weltlichen Fürsten, da es um eine innere Bekehrung und Überzeugung aus Einsicht gehe und nicht um einen mit Gewalt erzwungenen Glauben. Die Kirche und ihre Amtsträger sollen aber nicht mit dem Schwert, sondern allein mit Gottes Wort regieren. Später, 1530 in der Auslegung von Psalm 82, erklärte Luther aber selbst, die Obrigkeit habe das Wort Gottes zu schützen und dürfe keine falsche Rotten aufkommen lassen.

Die Grenze des Gehorsamsanspruchs des weltlichen Schwertes ist in der Obrigkeitsschrift von 1523 dann erreicht, wenn es auf den inneren Menschen, seine Überzeugungen und sein Gewissen ausgreifen will. Luther war dabei gegen-

über den Fürsten durchaus kritisch. Kaum einer derselben lebe gerecht. Es sei für Fürsten zwar nicht unmöglich, ein Christ zu sein, aber selten und mühsam. Sie lassen sich lieber schmeicheln. Anstatt selbstlos dem Wohl der Untertanen dienen zu wollen gehe es nur um Machtausbau und das eigene Vergnügen. So hat auch Luther immer wieder damit gerechnet, dass ungerechte Befehle von Fürsten ausgehen. Mancher von ihnen folgt etwa seinen „Räten und Eisenfressern, die ihn hetzen und aufreizen, Krieg anzufangen“. Dabei ist der Fürst „ein gar schlechter Christ, der um eines Schlosses willen das Land in Gefahr bringt. Gewaltanwendung ist nämlich nur zur Vermeidung eines größeren Unrechts erlaubt. Wo diese zu noch größerem Unrecht führt, ist sie verboten. Einem Fürsten nun, der unrecht hat, ist das Volk nicht schuldig zu folgen: „Denn gegen das Recht gebührt niemand zu tun; sondern man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.“

Solange die Untertanen nicht wissen, ob ein Befehl gerecht oder ungerecht ist und solange sie dies nicht ohne weiteres in Erfahrung bringen können, sollen sie ihm folgen. Anders, wo er eine offensichtlich ungerechte Anordnung erlässt. Hier ist für Luther passiver Widerstand geboten. Aktiven Widerstand und Umsturz hingegen lehnt er ab. Beide führen regelmäßig zu einem größeren Übel als dem, das sie beseitigen möchte.

## II. Luther und der Krieg gegen die Bauern und Türken

Mit dem konkreten Problem der Gehorsamspflicht und Erhebung gegen die Fürsten war Luther dann zwei Jahre später konfrontiert: Die Bauern hatten Luther und die Flugschriften anderer Vertreter der frühen reformatorischen Bewegung rezipiert und mit ihren Anliegen verbunden. Am weitesten verbreitet als Forderungskatalog waren die in Memmingen verfassten Zwölf Artikel, in denen kirchliche Forderungen wie die freie Pfarrerwahl sich mit der Berufung auf das alte Recht gegen ausgreifende Ansprüche der Obrigkeit verbanden. In ihnen wurden aus dem Evangelium weitreichende Ansprüche abgeleitet, grundherrschaftliche Abhängigkeiten abzuschütteln. Im April 1525 verfasste Luther seine „Ermahnung zum Frieden“, die seine Fürstenkritik fortführte: Nicht seine Deutung des Evangeliums sei schuld an der Erhebung der Bauern, sondern die ungerechte, bedrückende Herrschaftsausübung durch die Fürsten habe eine Mitschuld. Deshalb würden diese von Gott durch die Bauern gestraft. Freilich dürfen die Untergebenen, die Bauern, keine Selbstjustiz üben. Luther warnte vor Aufruhr. Das Evangelium dürfe nicht für weltliche Zwecke missbraucht werden.

Als der Aufstand aber auf Thüringen übergriff und dort mit Thomas Müntzer einen theologisch versierten Anführer erhalten hatte, wurde Luther schärfer: Im Mai erschien seine Schrift „Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern“. Die Bauern erheben sich gegen die rechtmäßige Obrigkeit und versuchen ihr Plündern und Rauben mit Hilfe des Evangeliums zu rechtfertigen. Alle haben die Pflicht, diese Rebellion zu unterdrücken: „Darum soll hie zuschmeißen, würgen und stechen heimlich oder öffentlich, wer da kann, und gedenken, dass nicht giftigeres, schädlicheres, teuflischeres sein kann, den ein aufrührerischer Mensch, gleich als wenn man einen tollen Hund tötzen muss, schlägst du nicht, so schlägt er dich und ein ganzes Land mit dir.“

Dennoch hoffte Luther noch auf eine vertragliche Lösung. Er ermahnte die Bauern, zu Frieden und Gehorsam zu-

rückzukehren. Auf das fürstliche Strafgericht hatten Luthers Ausführungen keinen Einfluss, dafür kamen sie ohnehin bereits zu spät. Trotzdem hat Luthers hartes Urteil über die Bauern schon Zeitgenossen irritiert. Seit dem Pietismus hat man hierin immer wieder eine beginnende Verhärtung und Erstarrung Luthers gesehen und den jungen Luther gegen den alten hochgehalten. Genau genommen ist seine Haltung aber die Anwendung seiner Lehre von den zwei Regimentern, die er bereits 1523 entfaltet hatte. Er selbst schrieb im Sommer 1525 „Ein Sendbrief von dem harten Büchlein wider die Bauern“, wo dies so ausführte.

Nach der Schlacht von Frankenhäusen bat der Anführer der kursächsischen Reiterei, Assa von Kram, Luther um eine Schrift, ob Kriegsleute, Soldaten, die getötet haben und töten, dennoch auch „in seligem Stand“ sein können. Luther legte seine Antwort Ende des Jahres 1526 vor. Bereits in seiner Obrigkeitsschrift hatte Luther erklärt, dass, wenn das weltliche Schwert von Gott ist, auch alle Mittel, die dieses gebrauchen muss und damit auch der Kriegsdienst im Auftrag Gottes seien. Nun bedachte er den Beruf des Soldaten in einem größeren Zusammenhang: Er könne eigentlich nur dann gut ausgeübt werden, wenn man ihn mit gutem Gewissen ausübe. Krieg könne berechtigt sein als „kleiner, kurzer Unfriede, der einem ewigen, unermesslichen Unfrieden wehrt“. Er könne so, trotz der Gewalt, ein Dienst der Liebe im Auftrag Gottes sein. Ein Krieg der Untertanen gegen die eigene Obrigkeit sei abzulehnen. Auch ein Tyrannenmord sei nicht erlaubt, auch wenn man einen wahnsinnig gewordenen Herrscher absetzen dürfe. Obrigkeit ändern und Obrigkeit bessern sind zwei Dinge und besser ist es, von der Obrigkeit Unrecht zu leiden, als als Untertan Unrecht zu tun. Gegen Gleichgestellte war Krieg hingegen erlaubt, aber nur als Verteidigungskrieg und mit dem Ziel, den Frieden zu wahren oder wieder herzustellen und Land und Leute zu schützen. Auch Krieg gegen Besoldung zu führen, war für Luther erlaubt, solange dies nicht einer unangemessenen Bereicherung diene. Werde aber ein Krieg als Unrechtskrieg erkannt, so dürfe unter keinen Umständen teilgenommen werden, auch wenn die Rechtsvermutung zunächst einmal für die eigene Obrigkeit spreche.

An dieser Stelle noch zu Luthers Haltung zu den Türken: Das Osmanische Reich hatte 1529 beinahe Wien eingenommen und zur Zeit Luthers seine größte Ausdehnung. Flugschriften streuten Gerüchte über die besondere Grausamkeit der Türken. Meist sah man in ihrem Vordringen eine Strafe Gottes für die Sünden der Christenheit. Nur Minderheiten, so die Mehrzahl der Täufer, lehnten Gewaltanwendung gegen die Türken grundsätzlich ab. Luther hatte 1518, lange vor dem türkischen Sieg über das ungarische Heer bei Mohács, in seiner Resolution zur fünften Ablassthesen erklärt: „Jetzt freilich träumen die meisten und gerade die größten in der Kirche von nichts anderem als von Kriegen gegen die Türken. Sie wollen nämlich nicht gegen die Ungerechtigkeit kämpfen, sondern gegen die Rute der Ungerechtigkeit, und wollen sich damit Gott widersetzen, der da sagt, dass er durch diese Rute unsere Ungerechtigkeiten heimsucht, weil wir sie selber nicht heimsuchen.“

Entstellt ging diese Aussage Luthers in die von Rom verurteilten Thesen ein. Erst 1529 setzte sich Luther aber mit den Türkenkriegen in einem kleinen Buch, „Vom Kriege wider die Türken“, auseinander: Zwar sei der Türke die Rute Gottes. Er habe aber nicht das Recht, andere Länder anzugreifen und



Foto: akg-images

*Gegen Thomas Müntzer, der die Aufständischen in den Bauernkriegen theologisch stützte, ergriff Luther entschieden Partei für die Fürsten und deren Soldaten, deren militärisches Handeln er ausdrücklich billigte.*

sei zugleich der Diener des Teufels. Er müsse von den Christen mit Buße und Gebet, von der weltlichen Obrigkeit aber mit dem Schwert bekämpft werden. Einen Kreuzzug, einen Glaubenskrieg lehnte er ab. Die Christen sollen durch Gebet und die weltliche Obrigkeit aufgrund ihres weltlichen Amtes

gegen die Osmanen kämpfen. Die Religion der Türken hebe die Grundordnungen (Kirche, Staat, Ehe/Haus) auf, den Christusglauben, die weltliche Herrschaft, da die Macht der Osmanen auf Raub und Mord beruhe, dazu die Ehe durch die Propagierung der Vielweiberei.

Wenig später, nach der Belagerung Wiens, erschien Luthers „Heerpredigt wider die Türken“ (1529). Türken und Papsttum seien beide antichristliche Mächte der Endzeit. Allegorisch werden die vier Tiere der Vision in Dan 7 ausgelegt. Einen Türken zu töten heiße, einen Feind und Lächer Christi zu strafen.



Der reformierte Schweizer Theologe Karl Barth (1886-1968) gab Luthers Theologie eine entscheidende Mitschuld für Militarismus und NS-Herrschaft in Deutschland.

Foto: akg-images

Wer im Verteidigungskrieg falle, sei ein Märtyrer, der im Gehorsam gegen Gottes Gebot sterbe. Gerade der strenge Lebenswandel und die Frömmigkeit der Türken übten dabei auf die Christen Anziehungskraft aus, so Luther. Seine Kenntnisse über den Koran bezieht Luther im Wesentlichen aus der mittelalterlichen lateinischen Übersetzung und der christlichen Kontroversliteratur. Entscheidend ist für ihn die Ablehnung des Glaubens an Christus. Dadurch müsse der Islam versuchen, das falsche Vertrauen auf die eigenen guten Werke zu propagieren. Als die Türken weiteren Erfolg erzielten und bis auf einen kleinen westlichen Teil ganz Ungarn erobert hatten, veröffentlichte er 1541 die „Vermahnung zum Gebet wider die Türken“. Auch die Haltung gegenüber den Türken ist bei Luther von jenen Prinzipien geprägt, die er in seiner Schrift „Von der weltlichen Obrigkeit“ entwickelt hat: die Trennung der beiden Regimenter und das Recht des weltlichen Schwerts, Krieg zu führen, zum Erhalt des Friedens und der öffentlichen Ordnung, ohne dass dieser Krieg doch ein christlicher Glaubenskrieg wäre.

### III. Die Wirkungsgeschichte von Luthers Lehre von den zwei Regimentern

Hat Luthers Zwei-Reiche-Lehre jene unheilvolle Wirkungsgeschichte gehabt, die Ausbildung des preußischen Obrigkeitsstaates und eines unheilvollen Untertanengehorsams? Der Vorwurf wird vor allem mit dem Schweizer Theologen Karl Barth in Verbindung gebracht: In einem während des Zweiten Weltkriegs gehaltenen Vortrag erklärte er: „Das deutsche Volk leidet an der Erbschaft des größten christlichen Deutschen, an dem Irrtum Martin Luthers hinsichtlich des Verhältnisses von Gesetz und Evangelium, von weltlicher und geistlicher Ordnung und Macht, durch den sein natürliches Heidentum nicht sowohl begrenzt und beschränkt, als vielmehr ideologisch verklärt, bestätigt und bestärkt worden ist.“ Luthers Zwei-Reiche-Lehre habe die Geltung des Evangeliums auf einen geistlichen Bereich beschränkt, anstatt das Gesetz der Königsherrschaft Gottes über alle Lebensbereiche zu proklamieren. So erst sei der Unrechtsherrschaft des National-

sozialismus kirchlich ein Platz eingeräumt worden.

Hier ist aber erst einmal zu fragen, ob sich Luthers Position von derjenigen der anderen Reformatoren, besonders von der reformiert-schweizerischen Tradition, so grundlegend unterscheidet. Melancthon hatte im 28. Artikel der „Confessio Augustana“ ähnlich wie Luther gelehrt: „Darum soll man die zwei Regimenter, das geistliche und das weltliche, nicht ineinander mengen und werfen. Denn die geistliche Gewalt hat ihren Befehl, das Evangelium zu predigen und die Sakramente zu reichen, sie soll auch nicht in ein fremdes Amt fallen, soll nicht Könige einsetzen und absetzen, soll das weltliche Gesetz und den Gehorsam gegenüber der Oberkeit nicht aufheben und zerrütten, soll weltlicher Gewalt nicht Gesetze vorschreiben darüber, wie das öffentliche Leben zu regeln sei, wie denn auch Christus selbst gesagt hat: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. ... Diesergestalt unterscheiden die Unseren beide Regimenter und Gewaltämter, und heißen sie beide als die höchsten Gaben Gottes auf Erden in Ehren halten.“ In Artikel 16

heißt es zudem: „Von Polizei und weltlichem Regiment wird gelehrt, dass alle Obrigkeit in der Welt, geordnetes Regiment und Gesetze gute Ordnung, von Gott geschaffen und eingesetzt sind, und dass Christen ohne Sünde im Obrigkeits-, Fürsten- und Richteramt sein mögen, nach kaiserlichen und anderen üblichen Rechten Urteil und Recht zu sprechen, Übeltäter mit dem Schwert zu bestrafen, rechtmäßige Kriege zu führen, zu streiten, zu kaufen und zu verkaufen, aufgelegte Eide zu tun, Eigentum zu haben, ehelich zu sein.“

In der späten Überarbeitung seines Hauptwerks, der „Locis communes“, wird der weltlichen Obrigkeit aber die Pflicht und das Recht zugeschrieben, falsche und ungläubige Meinungen zu verbieten. Nur sie hat ja die Macht, effektiv gegen Irrlehrer vorzugehen. Der Staat wache so über beide Gesetzestafeln, die Gottesverehrung und die Nächstenliebe. Gegenüber Luther, der vom Fall des ungerechten Fürsten ausgeht und diesen warnt, in die Kirche hinein zu regieren, ist Melancthons Sorge nun stärker, dass kirchliche Ansprüche dem Staat gegenüber übergriffig würden. Freilich hat auch bei ihm die Gehorsamspflicht gegen den Staat Grenzen: Im Konfliktfall mit göttlichen Ordnungen müsse man Gott mehr gehorchen als dem Menschen. Auch er unterscheidet: Die Welt, irdische Dinge, müssen nach dem Naturrecht regiert werden. Nach dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 hatten nur die weltlichen Fürsten das „Ius reformandi“ und damit die Entscheidungsbefugnis, ob das römisch-katholische oder das Augsburger Bekenntnis in ihrem Territorium galt. Die Tendenz ging im Reformationszeitalter meist zum landesherrlichen Kirchenregiment und damit zur Kontrolle der weltlichen Obrigkeit auch über die Kirche. Eine Stoßrichtung dagegen, die es bei Luther noch gab, trat in den Hintergrund, auch wenn gerade führende Theologen der lutherischen Orthodoxie unter Berufung auf Luther dagegen zu opponieren suchten.

Zwingli hatte eine eher monistische Konzeption vertreten. Die menschliche Gerechtigkeit müsse von der göttlichen bestimmt werden. Alle Lebensbereiche, das gesamte Gemeinwesen – Zwingli hatte den Stadtstaat Zürich vor Augen – müssen sich nach dem einen göttlichen Gesetz richten. Steht die Obrigkeit dazu im Widerspruch, so ist dagegen auch aktiver Widerstand Pflicht. Im Vergleich hierzu hat Calvin in Genf stärker die Scheidung zwischen weltlicher Obrigkeit und Kirche und so stärker die kirchliche Unabhängigkeit betont. Dennoch entwickelt er im berühmten Schlusskapitel IV,20 seiner „Institutio religionis christianae“ doch eine von Luther unterschiedene Konzeption: Auch er unterscheidet das äußerliche, bürgerliche Regiment vom inneren, das dem Heil der Seelen dient. Dennoch bestehe zwischen beiden Regimentern kein Gegensatz: Die weltliche Obrigkeit könne Gehorsam verlangen, doch habe sie „Dienerin der göttlichen Gerechtigkeit“ und „Werkzeug der göttlichen Wahrheit zu sein“. Sie habe für die Einhaltung der beiden Tafeln des Gesetzes zu sorgen. Hierzu müsse sie bisweilen Gewalt anwenden und Kriege führen. Die Untertanen haben ihr Ehrfurcht und Gehorsam entgegen zu bringen. Allerdings darf dieser Gehorsam niemals zum Ungehorsam gegenüber Gott werden. Ein aktives Widerstandsrecht hat Calvin dem Einzelnen zwar nicht zubilligt, wohl aber für untergeordnete Obrigkeiten: Er hatte hier vor allem die französische Unterdrückung des Protestantismus vor Augen.

Luther wäre missverstanden, wollte man einen Gegensatz zwischen beiden Regimentern bei ihm finden. Beide



Die Bundeswehroffiziere aus verschiedenen Standorten nutzten die Veranstaltung in München auch zum Kontakt untereinander.



Der Apostolische Protonotar Prälat Walter Wakenhut – hier inmitten junger Offiziere – war früher Militärgeneralvikar und ist auch im Ruhestand häufiger Besucher in der Akademie.

üben ihr Amt im Auftrag Gottes aus und der Christ dient dem Gemeinwesen, wenn er für die anderen eine Funktion im weltlichen Regiment übernimmt. Dennoch war der junge Luther skeptisch gegenüber den weltlichen Machthabern, ob diese wirklich selbstlos den ihnen Anvertrauten dienen. Das weltliche Regiment steht unter ethischen Normen und wird bei ihm daran gemessen, aber diese sind Normen der philosophischen Gerechtigkeit und nicht die Bergpredigt.

Die reformierte Tradition neigt hingegen dazu, die ethischen Regierungsnormen aus dem Evangelium selbst abzuleiten, muss sich dann aber die Frage stellen lassen, ob dies nur um den Preis einer erheblichen Abschwächung überhaupt möglich ist. Ein zweiter, damit faktisch, aber nicht unbedingt notwendig zusammenhängender Unterschied ist, dass Luther bei ungerechtem Regierungshandeln von einem passiven Widerstandsrecht ausgeht, während in der reformierten Tradition teilweise auch die Lehre eines aktiven Rechts auf Widerstand, also auf Umsturz, entwickelt wurde.

In den lutherisch geprägten Territorien hat das landesherrliche Kirchenregiment dann faktisch zu einer intensiven staatlichen Kontrolle und Aufsicht über die Kirche geführt. Dies wurde dadurch begünstigt, dass schon bei Luther selbst die Lehre von den Zwei Regimenten in späterer Zeit keine große Rolle spielte. Er unterschied meist drei Stände, Ehe und Haus, Staat (und Gemeinwesen) und Kirche. Alle drei von Gott eingesetzten Stände begründen Gehorsamspflichten. Diese Lehre war im späteren Luthertum häufig eng mit der ständischen Gesellschaftsordnung verknüpft, sozusagen deren Spiegel. Die Berufung auf die Kirche als eigener Stand hatte das Potential zu einem antiabsolutistischen, traditionellen Kontrapart im Luthertum. Anders sah das kurz vor dem Ersten Weltkrieg Ernst Troeltsch in seinem Werk „Die Soziallehren der Kirchen“: Das Luthertum habe einen passiven Obrigkeitsegehorsam gegen jede Form von Staatsautorität entwickelt. Wie angedeutet ist dies nicht ganz korrekt: Die lutherischen Geistlichen hatten sich gar nicht in striktem Obrigkeitsegehorsam den jeweiligen Verhältnissen angepasst, sondern eben nur der ganz traditionellen, die gegen Modernisierung und Absolutismus verteidigt und oft auch dogmatisch überhöht wurde. Die lutherische Theologie besann sich

hiergegen auf den frühen Luther und arbeitete dessen nun als Zwei-Reiche-Lehre betitelt Verhältnisbestimmung heraus, zumal die Revolutionen von 1918 das landesherrliche Kirchenregiment hinwegfegten und ein Vakuum hinterließen. So war die Zwei-Reiche-Lehre in der Weimarer Zeit ebenso umstritten wie hochaktuell und wurde zu einem Kristallisationspunkt der Luther-Renaissance, um dessen Relevanz für die Gegenwart zu demonstrieren.

Der Gegensatz zwischen reformierter und lutherischer Ethik schien sich dann im Dritten Reich mit unterschiedlichen Optionen im protestantischen Kirchenkampf zu verbinden. Gegen die Gleichschaltung der evangelischen Landeskirchen durch eine nationalsozialistisch geprägte Reichskirche mit einem Reichsbischof hatte sich Ende Mai 1934 in Barmen eine Bekenntnissynode versammelt, die eine vor allem von Karl Barth verfasste Erklärung verabschiedete, die zwar in These 5 Staat und Kirche unterschied, die aber in These 1 formulierte: „Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben. Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und müsse die Kirche als Quelle ihrer Verkündigung außer und neben diesem einen Worte Gottes auch noch andere Ereignisse und Mächte, Gestalten und Wahrheiten als Gottes Offenbarung anerkennen.“

Der bayerische Landesbischof Hans Meiser, wie seine Erlanger Theologen streng lutherisch, wollte zwar noch Hermann Sasse zu den Beratungen schicken, um das Gewicht dieser Tradition zu stärken. Doch dieser konnte wegen Krankheit nicht teilnehmen. Zwei Wochen nach der Synode wollten deshalb die Erlanger Theologen Paul Althaus und Werner Elert in Ansbach lutherische Anliegen aktualisieren: Sie wollten die lutherische Bipolarität betonen, dass Gott zu uns zweifach, in Gesetz und Evangelium, rede. Das Gesetz binde an den Stand, an den man von Gott berufen worden sei „und verpflichtet uns auf die natürlichen Ordnungen, denen wir unterworfen sind, wie Familie, Volk, Rasse (d. h. Blutszusammenhang)“. Auch binde der Wille Gottes uns an den jeweiligen historischen Augenblick.

Die Forschung hat aber doch inzwischen gezeigt, dass man zu kurz springt, wenn man einfach eine widerstandsbereite Bekenkende Kirche von staats-

loyalen Lutheranern unterscheidet. Denn auf der einen Seite vertraten die Mitglieder der Barmener Bekenntnissynode ein ganz unterschiedliches, meist nationalkonservatives Spektrum. Auch Nationalsozialisten waren darunter. Nur eine kleine Minderheit war sensibel für die bereits angelaufene Judendiskriminierung und Verfolgung. Umgekehrt leistete auch die Bayerische Landeskirche erheblichen Widerstand gegen die Gleichschaltung in der Reichskirche und hatte damit auch Erfolg, gerade um das traditionelle lutherische Bekenntnis zu bewahren. Lange Zeit war die Aufarbeitung des Verhaltens der evangelischen Kirche im Dritten Reich einseitig aus der Perspektive der Bekennden Kirche geprägt. Während dieser zu Unrecht tendenziell ein geschlossener Widerstandsgestalt zugeschrieben wurde, wurden die Widerstandspotentiale anderer kirchlicher Gruppierungen unterschätzt.

Nach dem Krieg spaltete so die Zwei-Reiche-Lehre die Lager: ein konservativ-lutherisches, eher den Unionsparteien nahestehendes und ein durch das SPD-Mitglied Barth und die Bekennde Kirche geprägtes anderes, dass diese Lehre für eine zu kritiklose Obrigkeitennähe des Luthertums verantwortlich machte. Neufundierungen waren in der Nachkriegsgesellschaft zu leisten, so dass ab 1950 die Zwei-Reiche-Lehre zu einem äußerst umstrittenen Theorem wird, dem die Befürworter noch erhebliche Gegenwartsrelevanz zuschrieben. Danach orientierte sich die Evangelische Kirche zunehmend neu. Luther mochte man akzeptabel deuten können. Brauchbare Impulse für die Gegenwart schienen in diesem Punkt kaum mehr von ihm auszugehen.

#### IV. Fazit

Die Zwei-Regimenter-Lehre Luthers wurde also zu Unrecht beschuldigt, die Hauptursache zu sein an einer zu großen Staatsnähe des Luthertums. Sie war ja eher ein antiabsolutistischer Stimulus. Natürlich dachte bereits Luther den einzelnen Christen als Untertan des weltlichen Regiments. Gedanken an partizipativer Mitbestimmung lagen ihm noch fern. Das Luthertum verteidigte dann die traditionelle, dogmatisch nun überhöhte Lebenswelt selbst gegen den Staat, wenn dieser als Modernisierer auftrat. Ethisch zu verantworten hatte sich die staatliche Gewalt auch nach dem Luthertum, nur waren es die Gerechtigkeitsforderungen des Naturrechts

und nicht die ethische Verkündigung des Reiches Gottes durch Jesus, die hierfür den Maßstab geben sollte. Risiken der politischen Fehleinschätzung boten auch der Anspruch, dass das Evangelium das Gesetz für alles staatliche Handeln abgeben sollte und der damit implizierte Auftrag des Staats.

Die große Chance in Luthers Zwei-Regimenter-Lehre liegt wohl darin, den Wahrheitsgehalt der Bergpredigt ernst nehmen zu können und zugleich nicht den fatalen Versuch unternehmen zu müssen, aus ihr ein staatliches, unerfüllbares und damit abgeschwächt-verfälschtes Gesetz zu machen. □

## zur debatte

### Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 48

Herausgeber und Verleger:  
Katholische Akademie in Bayern, München  
Direktor: Dr. Florian Schuller  
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Robert Walser  
Fotos: Akademie  
Anschrift von Verlag u. Redaktion:  
Katholische Akademie in Bayern,  
Mandlstraße 23, 80802 München  
Postanschrift: Postfach 401008,  
80710 München,  
Telefon 089/38 10 20, Telefax 089/38 10 21 03,  
E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de  
Druck: Kastner AG – Das Medienhaus,  
Schloßhof 2 – 6, 85283 Wolnzach.  
zur debatte erscheint zweimonatlich.  
Kostenbeitrag: jährlich € 35,- (freiwillig).  
Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern, bei der LIGA Bank:  
Kto.-Nr. 2 355 000, BLZ 750 903 00  
IBAN: DE05 7509 0300 0002 3550 00  
SWIFT (BIC): GENODEF1M05.  
Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.



# YOUNG PROFESSIONALS

## Young Professionals im Jahr 2017

Ein Bericht von Astrid Schilling

Die „Young Professionals“ hatten im Jahr 2017 ein abwechslungsreiches Programm im Angebot: am 17./18. März trafen sich zum Thema „Gefördert-Gefördert-Geschafft“ ca. 40 Nachwuchstheologinnen und -theologen, um sich anhand von Vorträgen und Gesprächen mit Förderwerksvertretern über künftige Berufsaussichten im wissenschaftlichen Bereich zu informieren. Dieser von der Bundeskonferenz der wiss. AssistentInnen und MitarbeiterInnen für Katholische Theologie (BAM), dem Katholisch-Theologischen Fakultätentag und der Kommission VIII der Deutschen Bischofskonferenz getragene Workshop findet alle zwei Jahre statt und bietet spannende Gespräche und Diskussionen sowie oftmals auch eine erfolgreiche Vernetzungsplattform, abgerundet durch ein reizvolles Kulturprogramm am Freitagabend.

Am 27. März konnte Kyrillos William, der koptisch-katholische Bischof von Assiut/Ägypten, begrüßt werden, dessen Besuch auf Einladung von missio München hin stattfand. Bischof Kyrillos erzählte auf eindrückliche Weise von den Problemen vor Ort, machte aber auch Hoffnung durch Hinweise auf seinen Einsatz für Frieden und echte Religionsfreiheit, der in vielen Fällen auch gemeinsam mit seinen muslimischen Kollegen stattfindet.

Nach dem Auftakt am 1. Dezember 2016, bot Katharina Ceming am 31. März 2017 erneut einen spirituellen Impuls zum Wochenende an, diesmal unter dem Titel „Lass deine Seele Funken schlagen!“. Sie stellte das sogenannte „Seelenfünkeln“ bei Meister Eckhart vor und erklärte, welche spirituellen Erfahrungen sich auf der Suche des Menschen danach einstellen können. Eine kurze Meditationsübung rundete die einstündige Veranstaltung ab.

Im Vorfeld der Akademieveranstaltung „Ein Bischof am Kletterseil“ mit Bischof Dr. Gregor Maria Hanke OSB von Eichstätt und Thomas Huber von den „Huberbuam“, hatte sich Thomas Huber bereit erklärt, am Nachmittag des 10. Mai eine exklusive Präsentation für die „Young Professionals“ zu halten und deren Fragen zu beantworten. Mit seinem sogenannten Motivationsvortrag beeindruckte er die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sichtlich und begeisterte mit seiner unkomplizierten, sympathischen und authentischen Art.

Bei einem „Crypto Café“, das am 15. Mai in Zusammenarbeit mit „digitalcourage e.V.“ veranstaltet wurde, lernten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer, wie man sicherer durchs Internet surfen kann, wie man kunstvolle Passwörter bastelt und welche externen Unternehmen mitschauen, wenn man im Internet Seiten aufruft. Der Verein „digitalcourage“ möchte mit solchen

Veranstaltungen eine „digitale Selbstverteidigung“ der Nutzer unterstützen und ihnen dafür hilfreiche Tipps an die Hand geben.

Noch vor der Sommerpause, am 23. Mai, stellte die KHG Augsburg, in Kooperation mit den „Young Professionals“, ihren studentischen Wählerinnen und Wählern die Augsburger Direktkandidaten aller zur Bundestagswahl antretenden Parteien in einem sogenannten „Parteiencheck“ vor. Die jeweiligen Vertreterinnen und Vertreter von CSU, SPD, Grünen, FDP und Linken sahen sich mit herausfordernden Fragen der KHG-Moderatoren und des Publikums konfrontiert, die für einen intensiven und erfolgreichen Diskussionsabend sorgten.

Die Film-Reihe „So hab ich das noch nie gesehen“ wurde am 22. Juni mit dem Film „Arrival“ fortgesetzt. Unter der Moderation von Dr. Werner Veith, AOR am Lehrstuhl für Christliche Sozialethik der LMU München und Mitherausgeber des „Handbuch Theologie und Populärer Film“, diskutierten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer nach dem Film über Fragen wie „Was macht es aus, ein Mensch zu sein? Wie verändert sich die Antwort, wenn eine andere Zivilisation in unser Leben tritt? Was bedeutet Sprache und welchen Einfluss hat sie darauf, wie wir die Welt wahrnehmen?“.

Einen weiteren spirituellen Impuls zum Wochenende gab es am 30. Juni zum Thema „Sommer, Sonne, Müßiggang. Über die Kunst, nichts zu tun“, der wieder von Katharina Ceming angeboten wurde. Bei schönem Wetter im Park der Akademie schlug sie einen Bogen von der Antike nach heute: von Gedanken griechischer Philosophen wie Sokrates und Aristoteles zur Muße hin zur Work-Life-Balance des 21. Jahrhunderts und der unausweichlichen Frage nach dem Gebrauch von Smartphones. Auch an diesem Termin rundete eine Gehmeditation den geistigen Impuls ab.

Ein Gehen der besonderen Art wurde am 15. Juli gefordert: unter dem Titel „Fotowalk. Kontemplative Fotografie. Der achtsame Perspektivwechsel auf deine Stadt und deinen Alltag“ leitete der Diplom-Theologe und Grafikdesigner Andreas Fuhrmann zum achtsamen Gang durch Straßen und dem Einfangen von Details per Kamera oder Smartphone an. Nach einer Einführung mit Hinweisen zum achtsamen Sehen, liefen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer für ca. 2,5 Stunden durch Münchens Straßen und machten Fotos, die zum Abschluss gemeinsam auf Großleinwand angeschaut wurden.

Eine Gruppe von zwölf Studierenden schloss sich vom 26. bis 30. September der Exkursion der Katholischen Akademie zur Biennale in Venedig an. Gemeinsam in der großen Gruppe wurden



Thomas Huber unterhielt sich nach seinem „Motivationsvortrag“ noch längere Zeit mit jungen Besuchern.

die Ausstellungsgelände der Giardini und des Arsenale besichtigt, am dritten Tag gab es dann ein eigenes Programm der „Young Professionals“: die Ausstellung „Ask your body“ von Evan Penny in der Kirche San Samuele, die Ausstellung „Intuition“ im Palazzo Fortuny, das Studentenviertel Santa Margherita und die Ausstellung „The Boat Is Leaking. The Captain Lied“ in der Fondazione Prada. Optional schloss sich noch ein Besuch der Dachterrasse des neu renovierten Kaufhauses „Fondaco dei tedeschi“ an, wo es einen ganz neuen Blick von oben auf Venedig zu entdecken gab.

Ein weiterer Film in der Reihe „So hab ich das noch nie gesehen“ war am 25. Oktober „Portugal, mon amour“. Hier ging es um die Fragen „Wie steht es um die Integration ausländischer Mitbürgerinnen und Mitbürger? Wird nur ihre Arbeitskraft anerkannt, aber nicht ihre Persönlichkeit? Und generell: nehmen wir viele Vorteile und Dienste unserer Mitmenschen als zu selbstverständlich an und merken erst, was wir hatten, wenn es droht, zu verschwinden?“.

Ein Aha-Erlebnis der besonderen Art hatten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer bei der Veranstaltung „Lernen und Erleben mit ‚Virtual Reality‘. VR-Brillen selbst testen: Möglichkeiten und Bedenken“ am 20. November. Aufgrund der Erkrankung eines Mitarbeiters der Königswinterer Agentur senselab.io, verpflichtete dieser einen Branchenkollegen der Münchner Agentur design4real, Clarence Dadson, der vier verschiedene Arten von Virtual bzw. Augmented Reality-Brillen mitbrachte, u. a. eine

HoloLens von Microsoft und eine Oculus Rift. Nach einer kurzen Einführung konnten sich die TN wortwörtlich selbst ein Bild dieser sich noch stark entwickelnden Technik machen: bei spielerisch anmutenden Anwendungen über Inneneinrichtung mit Möbeln und anatomische Darstellungen bis hin zu einem UN-Film über ein Flüchtlingslager waren die Eindrücke über die Möglichkeiten mehr als positiv. Doch bei Berichten über den Einsatz von VR-Brillen als Folterinstrumente oder an Kriegspanzern wurde die Ambivalenz dieser neuen Technik schnell recht deutlich.

Den dritten spirituellen Impuls zum Wochenende bot Katharina Ceming am 8. Dezember an, diesmal passend zur Jahreszeit unter dem Titel „Gelassen durch den Advent“. Dem oft als hektisch wahrgenommenen Advent sollte mit einer bewusst anderen Einstellung gelassener begegnet werden können, um sogar Kraft für Veränderungen zu schöpfen. Auch hier rundete wieder eine Meditationsübung die Veranstaltung ab.

Den Schlusspunkt des Jahres setzte am 13. Dezember ein weiterer Film in der Reihe „So hab ich das noch nie gesehen“: „Planet der Affen: Prevolution“. In Kooperation mit dem Oberseminar des Lehrstuhls für Christliche Sozialethik wurde der Film geschaut und anschließend diskutiert, diesmal zu den Fragen „Was macht das Wesen des Menschen aus? Zu welchen moralischen Entscheidungen ist der Mensch fähig? Und wie sieht die Verantwortung für seine Mitgeschöpfe aus?“. □

## Kommende Akademieveranstaltungen

Diese Terminvorschau ist vorläufig. Sie entspricht dem Stand unserer Planungen. Zu allen Veranstaltungen werden rechtzeitig jeweils gesonderte Einladungen ergehen. Dort, wie auch auf unserer Homepage unter [www.kath-akademie-bayern.de](http://www.kath-akademie-bayern.de) finden Sie das verbindliche Datum, den endgültigen Titel sowie nähere Informationen.

### Filmvorführung im Rahmen des DOK.fest München

Freitag, 4. Mai 2018

#### System Error

Im Anschluss Diskussion über den Film

### Vierter Digitaler Salon in Zusammenarbeit mit ateach – Deutsche Akademie der Technikwissenschaften

Montag, 7. Mai 2018

#### Punkt, Punkt, Komma, Strich – Wer sieht was in meinem Gesicht?

Potentiale und Risiken von Gesichtserkennungstechnologie

### Vernissage

Dienstag, 8. Mai 2018

#### Alf Lechner

#### Kraft Körper Form

Skulpturen, Collagen, Zeichnungen

### Filmvorführung im Rahmen des DOK.fest München

Freitag, 11. Mai 2018

#### Elternschule

Im Anschluss Diskussion über den Film

### Abendveranstaltung

Donnerstag, 17. Mai 2018

#### Kitsch oder Klasse?

Die Cäcilienmesse von Charles Gounod

# Humboldt Revisited

## Perspektiven für Bildung heute

Am 22. Juni 1767 und damit vor knapp 250 Jahren wurde einer der wichtigsten Universalgelehrten des deutschen Sprachraums geboren: Friedrich Wilhelm Freiherr von Humboldt. Anlass dafür, dass die Katholische Akademie Bayern am 17. Mai 2017 unter dem Titel: „Humboldt Revisited. Perspektiven für Bildung heute“ die Frage stellte, ob auch die gegenwärtige Bildungsdebatte von diesem Denker profitieren kann. Zu diesem Zweck baten wir Klaus Zierer, Professor für Schulpädagogik an

der Universität Augsburg, einschlägige Perspektiven und Fragestellungen des Humboldtschen Bildungsverständnisses zu präsentieren, um dann gemeinsam mit Rainer Stadler, Buchautor und Redakteur beim SZ-Magazin, und Ludger Wößmann, Professor für Volkswirtschaftslehre und Leiter des ifo-Zentrums für Bildungsökonomik an der Ludwig-Maximilians-Universität München, über die Reichweite und Grenzen dieser Gedanken zu diskutieren.

## Wilhelm von Humboldt. Perspektiven und Fragestellungen seines Bildungsverständnisses heute

Klaus Zierer

In diesem Jahr feiern wir ein bemerkenswertes Jubiläum eines besonderen Menschen: Am 22. Juni 1767 wurde Wilhelm von Humboldt geboren. Sein 250. Geburtstag soll Anlass sein, um auf sein Wirken zurückzublicken, aber auch nach vorne zu schauen: Welche Ideen prägten das Denken und Handeln Wilhelm von Humboldts? Was ist aus diesen Ideen geworden? In welchen Punkten gibt es Weiterentwicklung, wo täte Rückbesinnung not und wo muss davon Abstand genommen werden?

Obschon sein Einfluss in zahlreiche gesellschaftliche Felder bis heute sichtbar ist und beispielsweise in den Naturwissenschaften, in der Sprachtheorie, in der Staatstheorie und in den Kulturwissenschaften hineinreicht, soll anlässlich des Jubiläums verstärkt der Blick in den pädagogischen Kontext gerichtet werden. Denn mehr denn je sind es Bildungsfragen, die den öffentlichen Diskurs bestimmen und gerade in Zeiten einer anstehenden Bundestagswahl zum Kristallisationspunkt der bildungspolitischen Auseinandersetzung werden.

Verfolgt man diese aktuellen Auseinandersetzungen, so zeigt sich schnell: Wilhelm von Humboldt ist eine der wichtigsten historischen Bezugspunkte und wird zur Untermauerung vieler Positionen herangezogen. Manchmal zu Recht, aber nicht weniger selten zu Unrecht scheint Wilhelm von Humboldt instrumentalisiert zu werden. Vom „Heilsbringer“ bis zur „Traditionskeule“ reichen die zu findenden Zuschreibungen und sie fordern auf, genauer hinzuschauen.

Im Folgenden wird ein solcher Versuch unternommen und das pädagogische Denken und Handeln Wilhelm von Humboldts an vier Facetten erläutert: das Mythische, das Visionäre, das Dialektische und das Pädagogische. Bevor



Prof. Dr. Klaus Zierer (Archivfoto), Inhaber des Lehrstuhls für Schulpädagogik an der Universität Augsburg

diese Facetten aber erörtert werden können, ist es allein schon aus hermeneutischer Sicht notwendig, sich zumindest in den Grundzügen mit der Person Wilhelm von Humboldts auseinanderzusetzen und sein Leben einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

### I. Ein biographischer Streifzug

Wilhelm von Humboldt, der eigentlich Friedrich Wilhelm Christian Carl Ferdinand heißt, wurde am 22. Juni 1767 als zweiter Sohn von Alexander Georg und Elisabeth von Humboldt geboren.

Sein Bruder ist Alexander von Humboldt, der bekannter Naturforscher war. Die Humboldts waren ursprünglich eine Bürgerfamilie, die 1738 auf eigenes Ersuchen hin in den Adelsstand gehoben wurden. Aufgrund des Vermögens scheuten die Eltern der Gebrüder Humboldt Investitionen in die Bildung ihrer Söhne nicht, sondern engagierten hochqualifizierte Hauslehrer. Darunter beispielsweise Johann Heinrich Campe, zu dem die Brüder zeitlebens Kontakt hielten. Campe selbst ist der pädagogischen Geschichtsschreibung bekannt als einer der zentralen Aufklärungspädagogen und als einer der führenden Philanthropen, unter anderem tätig am Philanthropin in Dessau, gegründet von Johann Bernhard Basedow. Für damalige Verhältnisse zeigte sich die Erziehung der Gebrüder Humboldt demzufolge offen, innovativ, umfassend. Und sie eröffnete beiden den Zugang zu den wichtigsten Kreisen der Zeit.

So hatten sie Kontakt zu Jacobi, Wolf, Goethe sowie Schiller und lasen Hume, Locke und Kant. Wilhelm von Humboldt zeigte bereits früh sein Interesse an Natur, Recht, Sprache sowie Bildung und beherrschte unter anderem Griechisch, Latein, Französisch, Englisch und Italienisch. Nicht nur für Maßstäbe seiner Zeit, sondern auch für heutige zeigt sich Wilhelm von Humboldt folglich als Universalgelehrter. Aufgrund seiner diversen politischen Ämter sammelte er des Weiteren zahlreiche Erfahrungen außerhalb Deutschlands. Er wirkte als Gesandter in Paris, London, Wien und Rom. Gerade vor dem Hintergrund der Zielsetzung des vorliegenden Beitrages dürfte seine wichtigste Station in Berlin gewesen sein, als er 1809 zum Geheimen Staatsrat und Direktor der Sektion für Kultur und Unterricht bestellt wurde. Nicht zu vergessen ist an dieser Stelle seine familiäre Situation, die ebenfalls als erfüllt bezeichnet werden kann: 1791 heiratete er Caroline von Dacheröden, mit der er acht Kinder hatte, drei davon allerdings zu Grabe tragen musste. Wilhelm von Humboldt selbst starb am 8. April 1835 im Alter von 68 Jahren.

Dieser Einblick in das Leben Wilhelm von Humboldts soll an dieser Stelle ausreichen, um darauf aufbauend die bereits genannten Facetten seines Denkens und Handelns beleuchten zu können: das Mythische, das Visionäre, das Dialektische und das Pädagogische.

### II. Das Mystische

Woher kommt es, dass Wilhelm von Humboldt über Jahrzehnte hinweg als der Bildungsreformer gesehen wird? Wodurch unterscheidet er sich von seinen Zeitgenossen? Was ist das Besondere an seinem Denken und Handeln? Warum ist ausgerechnet er der Bezugspunkt für Bildungsdiskussionen bis heute? Bereits diese Fragen lassen erahnen, dass Wilhelm Humboldt nicht alleine im Rampenlicht seiner Epoche stand. Vielmehr wurde sie dominiert von Denkern wie Goethe und Schiller. Und dennoch kommt Peter Berglar zu dem Schluss: „Obwohl Humboldt sich an Tiefe nicht mit Goethe, an Dynamik nicht mit Schiller und an Schöpferkraft mit beiden nicht von Ferne messen konnte, hat doch gerade er vielleicht den stärksten, sicher aber den längsten Einfluss auf die deutsche Entwicklung genommen.“

Ein Grund hierfür liegt sicherlich in seiner bereits angesprochenen Stellung als Geheimer Staatsrat und Direktor der Sektion für Kultur und Unterricht. Damit war Wilhelm von Humboldt in politischer Verantwortung und musste gestalten. Mehrere Umstände ermöglichten ihm, mit vollem Tatendrang Reformen anzudenken und auch anzustoßen. Größtenteils blieb es aber auch dabei. Denn bereits nach 16 Monaten warf

Wilhelm von Humboldt das Handtuch und trat vor allem aufgrund politischer Verstrickungen zurück. Mag dies im Moment des Rücktritts zweifelsfrei als ein Scheitern Wilhelm von Humboldts zu interpretieren sein, so zeigt sich diese kurze, aber intensive Amtszeit als Grundlage für das Mythische: Eine Vielzahl an Innovationen, an Ideen und an Reformen wurden nur skizziert und mussten sich nicht an der harten Realität bewähren. So bleiben bis heute viele Gedanken von Wilhelm von Humboldt lebendig.

### III. Das Visionäre

Welche Innovationen, Ideen und Reformen sind es bis heute, die Wilhelm von Humboldt als Bildungsreformer in die Geschichtsbücher eingehen haben lassen? Ausgehend von seinen bildungstheoretischen und -politischen Fragmenten, die Wilhelm von Humboldt hinterlassen hat, sind es im Wesentlichen vier Aspekte, die als visionär eingestuft werden können: Erstens tritt Wilhelm von Humboldt in Bildungsfragen für eine verantwortungsvolle Rolle des Staates ein. Dieser habe in erster Linie für eine (finanzielle) Absicherung des Bildungswesens zu sorgen und in diesem Sinn nur steuern einzugreifen. Zweitens ist er in humanistischer Tradition der Auffassung, dass es vor allem die Menschen sind, die Bildungsprozesse ermöglichen. Insofern sieht Wilhelm von Humboldt pädagogische Institutionen und Bildungseinrichtungen in einer Autonomie. Drittens ist er ein Verfechter einer Bildungsgesellschaft. Jeder Mensch ist in der Lage, sich zu bilden und jeder Mensch sollte seinen Möglichkeiten nach unterstützt werden. Und viertens definiert er Leistung als gesamtgesellschaftliches Prinzip. Infolgedessen sollte Aufstieg und Wohlstand nicht so sehr das Ergebnis von Abstammung und Erbe sein, sondern die Folge von Leistung.

### IV. Das Dialektische

Die bisherigen Ausführungen haben bereits anklingen lassen, dass das Denken und Handeln Wilhelm von Humboldts nicht ohne Spannungsverhältnisse auskommt. Vielmehr lebt es gerade von diesen und zeigt sich vor allem dort als visionär, wo es gelingt, die Spannungsverhältnisse herauszukristallisieren und in eine Synthese überzuführen. Damit erscheint Wilhelm von Humboldt im klassischen Sinn als Dialektiker. Besonders eindringlich zeigt sich diese Eigenschaft an den zuvor genannten Aspekten der staatlichen Absicherung des Bildungswesens einerseits und der Autonomie der pädagogischen Institutionen andererseits. Beide Pole versuchte er in seiner Zeit als geheimer Staatsrat und Direktor der Sektion für Kultur und Unterricht umzusetzen. So sorgte er für die Einführung von Ausbildungsplänen, Prüfungsordnungen und Examina, garantierte aber ebenso durch finanzielle Zugeständnisse Spielräume. Die pädagogische Grundfrage Immanuel Kants, wie es gelingen möge, „die Freiheit bei dem Zwange“ zu fördern, kommt einem ebenso in den Sinn wie die Zuspitzung Schleiermachers, wonach grenzenlose Freiheit aufhört Freiheit zu sein, sondern zur Beliebigkeit wird. Und damit findet sich bei Wilhelm von Humboldt die zentrale Unterscheidung des Freiheitsbegriffes in ein „frei sein von“ und ein „frei sein zu“, die bis heute den bildungspolitischen Freiheitdiskurs kennzeichnet: Während die staatliche Absicherung dafür Sorge trägt, dass Bildungseinrichtungen von existenziellen Fragen befreit sind, resultiert daraus aber auch die Verpflichtung, entstandene Möglichkeitenräume verantwortlich zu nutzen.

Wilhelm von Humboldt schreibt dazu: „Der wahre Zweck des Menschen, nicht

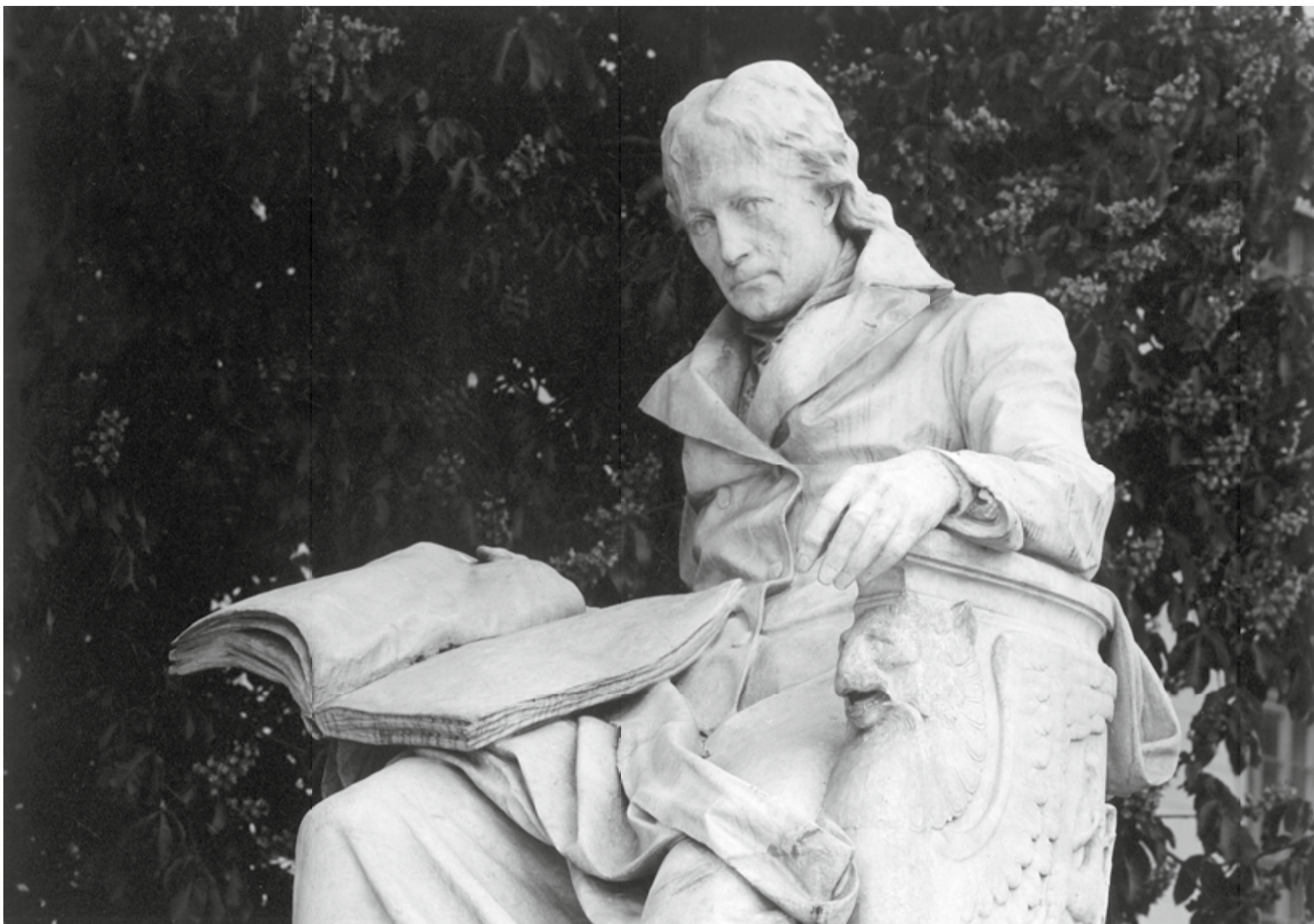


Foto: akg-images

Das Denkmal des Universalgelehrten Wilhelm Freiherr von Humboldt in Berlin „Unter den Linden“.

der, welchen die wechselnde Neigung, sondern welche die ewig unveränderliche Vernunft ihm vorschreibt, ist die höchste und proportionierlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen. Zu dieser Bildung ist Freiheit die erste und unerlässlichste Bedingung... Gerade die aus der Vereinigung Mehrerer entstehende Mannigfaltigkeit ist das höchste Gut, welches die Gesellschaft gibt, und diese Mannigfaltigkeit geht gewiss immer in dem Grade der Einmischung des Staates verloren. Es sind nicht mehr eigentlich die Mitglieder einer Nation, die mit sich in Gemeinschaft leben, sondern einzelne Untertanen, welche mit dem Staat, d. h. dem Geiste, welcher in seiner Regierung herrscht, in Verhältnis kommen, und zwar in ein Verhältnis, in welchem schon die überlegene Macht des Staates das freie Spiel der Kräfte hemmt. Gleichförmige Ursachen haben Gleichförmige Wirkungen. Je mehr also der Staat mitwirkt, desto ähnlicher ist nicht bloß alles Wirkende, sondern auch alles Gewirkte... Wer aber so räsoniert, den hat man, und nicht mit Unrecht, in Verdacht, dass er die Menschheit misskennt und aus Menschen Maschinen machen will.“ Verfolgt man aktuell die bildungspolitischen Diskussionen zur Kompetenzorientierung oder zur Digitalisierung, so finden sich gerade diese Positionierungen wieder.

#### V. Das Pädagogische

Mit den angestellten Überlegungen ist bereits das Feld der Pädagogik beschritten. Welche Gedanken sind es, die Wilhelm von Humboldt als den Bildungstheoretiker bis heute erscheinen

lassen? Wo erscheint es heute ebenso wie früher oder vielleicht sogar mehr denn je sinnvoll, sich auf ihn zu berufen? Erstens ist es seine Idee der Allgemeinbildung, die vor allem in den Arbeiten von Wolfgang Klafki zu größerer Bedeutung gefunden hat und in der Zuspitzung existiert: Bildung ist Allgemeinbildung. Wilhelm von Humboldt macht diesen Gedanken an einem Beispiel deutlich: „Es gibt schlechterdings gewisse Kenntnisse, die allgemein sein müssen, und noch mehr eine gewisse Bildung der Gesinnung und des Charakters, die keinem fehlen darf. Jeder ist offenbar nur dann ein guter Handwerker, Kaufmann, Soldat und Geschäftsmann, wenn er sich und ohne Hinsicht auf seinen Beruf ein guter, anständiger, seinem Stande nach aufgeklärter Mensch und Bürger ist. Gibt ihm der Schulunterricht, was hierzu erforderlich ist, so erwirbt er die besondere Fähigkeit seines Berufs nachher sehr leicht und behält immer die Freiheit, wie im Leben so oft geschieht, von einem zum andern überzugehen.“

Mit diesen Ausführungen verbindet sich ein zweiter Aspekt einer modernen Bildungstheorie: Bildung umfasst den ganzen Menschen mit all seinen Möglichkeiten. Ein Gedanke, der bis in die Länderverfassungen Eingang gefunden hat, beispielsweise in die Bayerische Verfassung, Art. 131, wo steht: „Schulen sollen nicht nur Wissen und Können vermitteln, sondern auch Herz und Charakter bilden.“ In den Worten Wilhelm von Humboldts heißt es so: „Bildung bedeutet die Anregung aller Kräfte eines Menschen, damit diese sich über die Aneignung der Welt in wechselseitiger

Ver- und Beschränkung harmonisch-proportionierlich entfalten und zu einer sich selbst bestimmenden Individualität oder Persönlichkeit führen, die in ihrer Idealität und Einzigartigkeit die Menschheit bereichert.“ Bildung, so der zentrale und moderne Gedanke Wilhelm von Humboldts, ist immer allgemein und umfassend. Sie ist nicht bestimmten Ständen vorenthalten, sondern allgemeines Menschenrecht. Sie ist nicht auf einzelne Dimensionen des Menschseins beschränkt, sondern bezieht sich auf den ganzen Menschen mit all seinen Möglichkeitsräumen. Für den Staat folgt hieraus, dass er für derartige Bildungsprozesse Sorge tragen und entsprechende Rahmenbedingungen schaffen muss.

Angesichts dieser Zuspitzung manifestiert sich im Denken und Handeln Wilhelm von Humboldts ein pädagogischer Kerngedanke: Die Grundlage von Bildung ist ein Menschenbild, das nicht ideologisch misszuverstehen ist, sondern als Einsicht in das Menschsein anzusehen ist. Am deutlichsten wird diese Einsicht aus heutiger Sicht an Artikel 1, Grundgesetz: Die Würde des Menschen ist unantastbar. Man kann diese Formulierung für eine normative Setzung halten, man kann sie mit Jürgen Habermas auch als Universalprinzip ansehen oder man kann sie als eine Erkenntnis betrachten, die seit der Antike besteht: die Würde des Menschen als Grundlage von Humanität.

Wilhelm von Humboldt schreibt hierzu: „Wenn wir eine Idee bezeichnen wollen, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Geltung sichtbar ist; wenn irgendeine die vielfach bestrittene, aber noch viel-

facher missverstandene Vervollkommnung des ganzen Geschlechtes beweist: so ist es die Idee der Menschheit, das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurteile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen gestellt, aufzuheben; und die gesamte Menschheit ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe als einen großen, nahe verbrüdernten Stamm, als ein zur Erreichung eines Zweckes, der freien Entwicklung innerer Kraft, bestehendes Ganzes zu behandeln. Es ist dies das letzte, äußere Ziel der Geselligkeit und zugleich die durch seine Natur selbst in ihn gelegte Richtung des Menschen auf unbestimmte Erweiterung des Daseins.“

#### VI. Wilhelm von Humboldt: Ein Klassiker

„Die uns beleben, die können wir brauchen, das sind Klassiker.“ Diese Worte von Martin Walser bringen aus meiner Sicht auf den Punkt, warum die Auseinandersetzung mit Wilhelm von Humboldt lohnt – und nicht nur an seinem diesjährigen Jubiläum. Seine Ideen regen an zum Nachdenken, stellen das Heute infrage und fordern zur Auseinandersetzung auf. Wer uns belebt, der nimmt Einfluss auf unser Denken und Handeln im Hier und Jetzt, in unserer Gegenwart. Demgemäß bemerkt Friedrich Nietzsche, dass der „Spruch der Vergangenheit“ immer ein „Orakelspruch“ ist: „Nur als Baumeister der Zukunft, als Wissenden der Gegenwart werdet ihr ihn verstehen.“ All das trifft auf das Denken und Handeln Wilhelm von Humboldts in besonderer Weise zu. □



## Bildung unter dem Joch von Wirtschaftlichkeit?

**Rainer Stadler:** Schönen Dank für die Einführung. Ich habe schon befürchtet, dass Sie mit Schleiermacher, Goethe und was weiß ich loslegen. Ich bin kein Bildungsforscher oder Humboldtexperte, habe mich aber, wie ich es als Journalist immer mache, eingelesen und bin der Meinung, dass Wilhelm von Humboldt vor allem ein sehr humanes Menschenbild hat. Dass er bei jedem eigene Kräfte sieht, die entsprechend gefördert auch zu Tage treten. Mein Thema ist vor allem die frühe Bildung, die bei uns immer wichtiger wird. Auch da, glaube ich, kann man viel aus Humboldt ziehen. Es wird sehr viel über Bildung gesprochen, das ist nicht unser Problem. Alle sagen, Bildung ist Zukunft, der wichtigste Rohstoff. Sie hören auch oft den Spruch: Kein Kind soll zurückbleiben.

Dagegen gibt es erst mal nichts einzuwenden. Was mich als Journalist natürlich interessiert und was mich auch bei meinem letzten Buch „Vater, Mutter, Staat. Das Märchen vom Segen der Ganztagsbetreuung – Wie Politik und Wirtschaft die Familie zerstören“ interessiert hat: funktioniert das eigentlich? Oder sind das nur hehre Absichten? Sie können sich vorstellen, da ich ein Buch geschrieben habe, hatte ich zumindest den Verdacht, dass es nicht funktioniert. Ich sehe einige Mängel an dem, was heute alles versprochen wird, und werde versuchen, Ihnen das zu erklären. Immer wieder werde ich mich dabei auf Humboldt berufen, weil – und das habe ich aus meinem Kurzstudium gelernt – jeder, der ein bisschen Humboldt liest, etwas findet für seine Zwecke.

Der Königsweg zur Bildung im Verständnis der Bildungspolitik ist heute, dass man gar nicht genug davon haben kann – und das am besten so früh wie möglich. Die Bildungspolitik proklamiert, dass Kinder am besten von Geburt an gebildet werden sollen. Dafür reicht ein halber Tag dann nicht, also wird für die Ganztagsbetreuung der Kinder gesorgt. Bei der Familienministerin sind Betreuung und Bildung fast Synonyme. Die spricht immer von guter Bildung in Kinderkrippen, die damit begründet wird, dass Eltern das angeblich immer weniger leisten können, weswegen der Staat die Erziehung und Bildung der Kinder übernehmen muss. Das ist jetzt keine diffuse Vermutung von mir: Es gab schon 2003 einen Bericht des Familienministeriums, in dem, unter Federführung des Münchner Professors Wassilios Fthenakis, ein wünschenswerter Bildungsprozess skizziert wurde, den jedes Kind durchlaufen sollte. Dieser Prozess beginnt mit der Förderung der Kinder ab ihrer Geburt und dauert bis zum Schuleintritt. Die Begründung: Die deutsche Auffassung, wonach das staatliche System lediglich familienergänzenden Charakter habe, müsse zugunsten einer Definition eines genuinen staatlichen Bildungs- und Erziehungsauftrags mit Blick auf die kindliche Entwicklung aufgegeben werden.

Also wird behauptet: Die Eltern können das nicht mehr. Bildung ist heute so kompliziert, das muss der Staat in die Hand nehmen. Und spätestens an dieser Stelle, glaube ich, würde Humboldt Einspruch erheben, weil er ja eher dafür war, den Staat weitgehend fernzuhalten, auch wenn sich das im Laufe seines Lebens ein wenig geändert hat. Die Bildungsdefinition, die in diesem Bericht mitschwingt, zielt darauf ab, dass aus den Kindern etwas wird, was wir auf dem Arbeitsmarkt brauchen können.

Und Humboldt hat immer argumentiert, dass „der wahre Zweck des Menschen die höchste und proportionierlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen“ sei. Zwar wird heute auch in Bezug auf Kleinkinder viel von individueller Förderung gesprochen, tatsächlich aber sollen die Kinder den ganzen Tag betreut werden, also in irgendeiner Form beaufsichtigt, angeleitet, gegängelt oder getriezt, würde ich fast sagen, sich irgendein Wissen anzueignen. Bei einigen Krippen können Sie auch für die Kleinsten einen Englisch- oder Chinesisch-Kurs dazu buchen.

Von Schülern oder Studenten kennen wir diese Entwicklung schon länger, jetzt geht es allerdings darum, auch den Kleinkindern Input zu geben, in der Hoffnung, dafür später gut verwertbaren Output zu bekommen. Sie haben ja vorher gesagt, Herr Zierer, dass Humboldt es ablehnt, Menschen als Mittel zum

### *Also wird behauptet: Die Eltern können das nicht mehr leisten.*

Zweck zu betrachten. Aber genau das passiert aus meiner Sicht. Nicht anders ist die Familienpolitik der letzten Jahre zu verstehen. Humboldt hat immer wieder betont, zur Bildung sei „die erste und unerlässliche Bedingung“ die Freiheit. Dabei wird den Kindern die Freiheit zunehmend genommen: Wenn ich an meine Kindheit denke, dann war die wesentlich freier, ich schätze bei Ihnen auch. Es gab früher so etwas wie eine Straßenkindheit, wir waren alle draußen. Schauen sie heute mal tagsüber auf die Straßen und suchen sie ein Kind. Das werden sie nicht finden, weil die meisten den ganzen Tag betreut werden. Das ist eine traurige Fortsetzung dessen, was seit Jahren in Schule und Studium beklagt wird, nämlich ein simples Input-Output-Denken.

Auch im frühkindlichen Bereich gibt es eine Engführung auf Kognitives und den Irrglauben, dass der Bildungsweg schon mit der Geburt beginnt. Menschen, die sich mit Kindern, gerade mit kleinen Kindern, auskennen, sagen: Die brauchen erstmal Bindung und nicht kognitives Wissen. Für die skizzierte Entwicklung gibt es bestimmt lobenswerte und nachvollziehbare Gründe, gerade der Versuch, Benachteiligte aus ihrer schwierigen Umgebung rauszuholen und ihnen ein Fundament zu geben. In der Praxis werden diese Ziele aber nicht eingelöst. Denn: Auch wenn es Politiker hundert Mal sagen, so etwas wie Chancengleichheit und Chancengerechtigkeit erreicht man auf diese Weise nicht. Auch andere Versprechen, die mit Krippen und Ganztagschulen verbunden werden, werden nicht annähernd eingelöst. Dazu gibt es Studien, die aber nicht diskutiert werden, sodass sich aus meiner Sicht der Verdacht aufdrängt, dass Bildung in der heutigen politischen Diskussion ein Feigenblatt ist und es zumindest bei kleinen Kindern und Schülern, die in Ganztagschulen sind, überhaupt nicht um Bildung geht, sondern eher darum, den Erwachsenen die Erziehung abzunehmen, damit die den ganzen Tag dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen. Ich kann gerne ins Detail gehen und das ausbreiten und beleben, damit das nicht ganz so polemisch daherkommt, aber ich wollte das erst

mal in die Runde werfen und gebe jetzt das Wort an Herrn Wößmann.

**Klaus Zierer:** Besten Dank, Herr Stadler, für die Positionierung. Natürlich bekommt nun auch Herrn Wößmann als Bildungsökonom die Gelegenheit, in diesem Kontext Stellung zu beziehen. Dann diskutieren wir verschiedene Perspektiven.

**Ludger Wößmann:** Sie haben es mir ein wenig schwer gemacht, Herr Zierer: Sonst wurde Humboldt häufig gegen mich verwendet – so wie Sie ihn dargestellt haben, fällt es mir aber schwer, Gegenposition zu beziehen. Das hat sicherlich etwas damit zu tun, dass jeder in Humboldt etwas findet, das ihn belegt. Aber ich glaube auch, dass es einige Aspekte gibt, die nicht richtig verstanden werden. Man muss sich meines Erachtens den damaligen Hintergrund in Erinnerung rufen. Darauf möchte ich allerdings gar nicht eingehen, wir wollen ja über Bildung heute sprechen. Ich habe sechs Schlaglichter mitgebracht, die ich ansprechen möchte.

Mein erster Punkt: Weil ich ja hier als Bildungsökonom eingeführt wurde, der ich ja auch bin, möchte ich damit anfangen, warum wir einen ökonomischen Blick auf Bildung brauchen. Wenn wir die heutige Welt betrachten, ist Bildung ein entscheidender Faktor für wirtschaftlichen Wohlstand. Ich bin kein Geisteswissenschaftler, ich bin Sozialwissenschaftler und versuche, die Welt der Menschen zu verstehen. Deshalb arbeite ich bevorzugt empirisch. Wenn Sie sich zum Beispiel die heutige Arbeitslosigkeit anschauen, haben wir einen boomenden Arbeitsmarkt, die Arbeitslosenquote ist sehr niedrig. Betrachtet man den Bildungsabschluss der erwerbslosen Personen, liegt die Arbeitslosigkeit unter Hochschulabsolventen bei nur 2,5 Prozent. Man diskutiert immer gerne über Akademikerarbeitslosigkeit, aber das ist de facto ein non-issue. Bei Menschen mit einer berufsqualifizierenden Ausbildung liegt die Arbeitslosenquote bei fünf Prozent und bei Menschen, die keine berufsqualifizierende Ausbildung haben, liegt sie bei 20 Prozent.

Das heißt: Wenn Sie nicht zumindest einen berufsqualifizierenden Abschluss erworben haben, haben Sie in der heutigen deutschen Wirtschaft große Probleme, dauerhaft am Arbeitsmarkt tätig zu sein. Das heißt aber umgekehrt eben auch, dass es aus meiner Sicht unverantwortlich ist, Bildung ohne eine wirtschaftliche Dimension zu denken und zu diskutieren. Denn das wäre genauso töricht wie die Auffassung, man sollte Bildung ausschließlich aus wirtschaftlicher Perspektive betrachten.

Ich möchte betonen: Bildungsökonom zu sein, bedeutet nicht zu denken, dass man Bildung nur aus wirtschaftlicher Sicht betrachten sollte. Ich kenne keinen Menschen, der so etwas sagen würde. Aber es wäre genauso verrückt, auf den wirtschaftlichen Aspekt zu verzichten. Und ich glaube in der Tat, dass man sich mit einer solchen Haltung mitverantwortlich dafür macht, wenn viele Menschen in Zukunft arbeitslos werden, wenn viele Menschen kein gesichertes Lebenskommen haben, wenn unsere Sozialversicherungssysteme sich nicht mehr tragen. In den letzten 250 Jahren, sogar in den letzten 40 Jahren hat sich eben auch vieles geändert: Wir sind heute mit vielen Herausforderungen konfrontiert, auch wenn

wir sie uns vielleicht gerne wegwünschen würden. Realitäten wie die Globalisierung, technologische Entwicklungen, Automatisierungen, Digitalisierung, auch die Integration der Flüchtlinge können wir uns nicht alle wegwünschen. Stattdessen müssen wir überlegen, wie wir damit am besten umgehen können.

Der zweite Punkt hat eng damit zu tun: Ich möchte deutlich machen, wie wichtig dementsprechend die Bildung eines jeden Menschen für eine funktionierende Gesellschaftsordnung ist. Ich habe bereits dargestellt, welchen Einfluss Bildung auf wirtschaftliche Chancen hat. Dabei habe ich nur die Arbeitslosigkeit angesprochen. Sie können aber auch die Einkommen anschauen: Die stehen nicht nur in deutlichem Zusammenhang mit dem jeweiligen Bildungsabschluss, sondern beispielsweise auch mit Kompetenzmaßen, die Ähnliches messen wie die PISA-Tests. Es ist also eine Tatsache, dass Menschen mit noch so profan gemessener Bildung auf dem Arbeitsmarkt deutlich mehr verdienen. Wenn das aber so ist, und wir außerdem wollen, dass die Menschen eine freie Gesellschaftsordnung wie die unsere akzeptieren können, heißt das, dass wir es hinbekommen müssen, dass alle möglichst dieselben Chancen haben. Das ist natürlich ein hehres Ziel. Aber weil Bildung letztlich ein Instrument zur Herstellung gleicher Startchancen ist, ist die Bildungspolitik aus meiner Sicht eine zentrale Säule einer Gesellschaftsordnung, die zumindest in unserer sozialen Marktwirtschaft gleichzeitig freiheitlich und menschenwürdig sein möchte. Bildung ist nicht als reine Qualifikation zu sehen, sondern letztlich der Inbegriff von Hilfe zur Selbsthilfe, eine flankierende Maßnahme der Sozialpolitik. In diesem Kontext müssen wir noch mehr über Bildung sprechen.

Mein dritter Punkt wendet sich dem humboldtschen Bildungsbegriff, der allgemeinen Menschenbildung zu. Häufig wird angeführt, dass der humboldtsche Bildungsbegriff im Gegensatz zur PISA-Studie stünde – was ich für totalen Quatsch halte. Niemand würde doch behaupten, dass PISA alles ist, dass das, was bei PISA gemessen wird, Bildung komplett ausmacht. Genauso wenig würde irgendwer behaupten, dass die dort gemessenen Basiskompetenzen im Leseverständnis, im mathematischen und naturwissenschaftlichen Bereich für die wirtschaftliche Teilhabe oder die Persönlichkeitsbildung irrelevant wären. Das hätte auch Humboldt nie gesagt. Insofern ist es abstrus, das so gegeneinander auszuspielen. Man kann darüber diskutieren, wie sinnvoll es ist, in den erwähnten Bereichen zu messen, ob wir nicht mehr messen sollten. Aber den humboldtschen Bildungsbegriff gegen PISA zu verwenden, ist unsinnig.

Damit komme ich zu meinem vierten Punkt – und der ist derzeit mein Lieblingsthema: Die Frage der allgemeinen im Gegensatz zur berufsspezifischen Bildung. Diesbezüglich bin ich sehr eng bei Humboldt. Herr Zierer hat mir mein Lieblingszitat vorweggenommen. Humboldt schreibt dem König: Der allgemeinen Bildungsinhalte sowie der Charakterbildung bedarf jeder Mensch unabhängig von seinem Beruf. Einmal um seine Profession gut auszuführen, und auch für den Fall, dass jemand – und das passierte offenbar auch schon vor über 200 Jahren – den Beruf wechselt. In diesem Sinne haben wir in den letzten Jahren Studien gemacht, die sich



**Rainer Stadler:** „Die Bildungspolitik proklamiert, dass Kinder am besten von Geburt an gebildet werden sollen. Dafür reicht ein halber Tag dann nicht, also wird für die Ganztagsbetreuung der Kinder gesorgt.“

mit den wirtschaftlichen Auswirkungen von berufsspezifischer im Vergleich zu allgemeiner Bildung befassen, die also eine berufsspezifische Bildung innerhalb unseres dualen Ausbildungssystems mit dem Abitur, welches Allgemeinbildung vermittelt, verglichen haben. Es zeigt sich, dass eine berufsspezifische Bildung den Eintritt in den Arbeitsmarkt, also den Übergang zwischen Schul- und Berufssystem, erleichtert, dass es den Menschen leichter fällt, in ihrem Job an- und zurechtzukommen. Das fällt denen mit einer allgemeinen Bildung wesentlich schwerer, weil sie eben nicht die spezifischen Kompetenzen erworben haben, die man in dem jeweiligen Beruf braucht. Die müssen sie im Beruf lernen. Dementsprechend brauchen sie auch länger, bis sie einen Job gefunden haben.

Spannend ist das vor allem im Kontext einer sich verändernden Welt: Die Welt ändert sich alle fünf, zehn, 15 Jahre dramatisch. Und wenn ich dann nach 20, 30 Jahren eine sehr spezifische Ausbildung habe, ist die Gefahr groß, dass meine skills auf dem Arbeitsmarkt nicht mehr gefragt sind. Beispielsweise können Sie vor 20 Jahren hervorragend als Schneider ausgebildet worden sein, allerdings werden Sie heute auf dem deutschen Arbeitsmarkt keinen Fuß mehr in die Tür bekommen. In den Daten sehen wir nämlich auch, dass sich ab einem Alter von 45, 50 das vorherige Bild dreht und dass diejenigen mit einer allgemeinen Bildung wesentlich länger am Arbeitsmarkt aktiv bleiben. Vermutlich, weil die allgemeine Bildung es einem erleichtert, sich immer wieder anzupassen, also das, was Humboldt schon proklamiert hat. Ich glaube, das ist ein nicht zu unterschätzender Aspekt der modernen Wirtschaft, der bedeutet, dass wir unser duales System im Hinblick auf die Vermittlung allgemeiner Bildungsinhalte weiterentwickeln müssen.

Ein fünfter Punkt und zudem ein zweiter Bereich, in dem ich viel geforscht habe, ist in einem historischen Zusammenhang ebenfalls recht interessant. In Bezug auf die Bildungsexpansion in Preußen zu Beginn des 19. Jahrhunderts, die eigentlich auf Humboldt zurückgeht, konnten wir mit spannenden Kreisdaten über das gesamte 19. Jahrhundert zeigen, dass die Gebenden, in denen mehr Kinder in die Schulen

gegangen sind, früher in der Industrialisierung Fuß fassen konnten und erfolgreicher waren. Man sieht also einen sehr deutlichen Effekt der von Humboldt breit angelegten Elementarbildung der Bevölkerung auf den wirtschaftlichen Erfolg einer Region. Das wurde in der historischen Forschung lange negiert, für England beispielsweise kann man das auch nicht nachweisen. Aber gerade in Deutschland sehen wir, dass die nachholende Industrialisierung darauf beruht, dass die Menschen eine Grundbildung haben, die sie Dinge verstehen und umsetzen lässt. Es scheint so, dass die allgemeine Grundbildung, die gerade Humboldt mitverbreitet hat, vermutlich ungewollt genau das war, was die Wirtschaft eigentlich brauchte.

Ein letzter Punkt: Was bedeuten die vorangegangenen Erläuterungen für Bildung heute, vielleicht ganz konkret im Bereich des Schulsystems? Wir haben den Aspekt der Leistungsorientierung bereits angesprochen. Ich glaube, wir müssen im Schulsystem sowohl Chancengleichheit als auch Leistungsorientierung verbessern. Eine wichtige Erkenntnis zeigt uns, dass Schülerleistungen dann am besten sind, wenn es einerseits extern vorgegebene und extern überprüfte Standards gibt, den Schulen aber andererseits möglichst viel Selbstständigkeit dabei gegeben wird, den besten Weg zum Erreichen dieser Ziele zu finden.

Das ist die Dialektik, die Sie bei Humboldt dargestellt haben, Herr Zierer. Er hat innerhalb eines staatlichen Rahmens für die Freiheit der einzelnen Institutionen plädiert. Das spannende ist, dass die heutige Forschung sehr deutlich zeigt, dass die Schüler von dieser Kombination am meisten profitieren. Es muss klar sein, was das Ziel ist. Und ob es erreicht wurde, muss überprüft werden, ansonsten hätte man keine Anreize, es zu erreichen. Aber wenn diese beiden Bedingungen erfüllt sind, schaffen es die Schulen vor Ort am besten, ihren Weg dorthin zu entwickeln. Das heißt für mich, dass wir in Deutschland einerseits mehr vergleichbare Zwischen- und Abschlussprüfungen bräuchten, die den Schulen zeigen, wo sie stehen, andererseits aber auch mehr Freiheit für die öffentlichen Schulen, möglicherweise auch für Schulen in alternativen Trägerschaften.

**Klaus Zierer:** Wunderbar, vielen Dank. Herr Stadler, ein bunter Blumenstrauß. Pflücken Sie sich selbst eine oder darf ich Ihnen eine reichen?

**Rainer Stadler:** Dann pflücke ich mir eine, vielen Dank. Ich stimme Ihnen in vielen Punkten zu. Und natürlich dürfen Sie als Bildungsökonom so sprechen, wie Sie es tun, und so forschen, wie Sie es tun. Was mich stört ist, dass die Familien- und Bildungspolitik zu viele Ihrer Argumente bereits aufgegriffen hat. Sie sagen zum Beispiel: Die PISA-Studie sei nicht alles. Gleichzeitig wissen Sie genau, was PISA bei uns verändert hat und wie viele Politiker sich darauf berufen: Der PISA-Schock 2001 hat die Schullandschaft und überhaupt die Art und Weise, wie Kinder heute aufwachsen, radikal verändert – dazu gehören so was wie Ganztagschulen und der Krippenausbau. Natürlich stimme ich Ihnen dahingehend zu, dass das, was bei PISA abgefragt wird, wichtig ist. Aber in der politischen Diskussion wurde das leider sehr verengt, weswegen viele Dinge, die eben auch wichtig sind, politisch keine Rolle spielen.

Und es geht nicht nur um die politische Diskussion, sondern auch um enorme Mittel: Der zumindest auch mit dem Argument der Bildung vorangetriebene Ausbau der Kinderbetreuung verschlingt unfassbare Summen. Laut einer

Studie des Kieler Instituts für Weltwirtschaft bekam der Sektor Kinderkrippen und Kindertagesstätten 2015 in Deutschland nach dem Sektor Verkehr die zweitgrößte Subventionssumme. Der Impuls dahinter ist aber letztlich ein wirtschaftlicher, kein pädagogischer: Man hat nicht überlegt, was man tun könnte, um Kindern ein besseres Leben zu ermöglichen. Die Frage war stattdessen: Was können wir tun, um aus den Kindern mehr Nutzbares rauszuholen? Andere Überlegungen spielen in diesem Kontext überhaupt keine Rolle und das finde ich beklagenswert. Also, bei aller Berechtigung Ihrer Position: Natürlich brauchen wir eine funktionierende Wirtschaft, aber wir brauchen schon auch funktionierende Familien und glückliche Kinder, so banal das klingt.

**Ludger Wößmann:** Wer kann dem nicht zustimmen?! Ich habe selbst drei Kinder und die sind auch mitten in ihrer Schullaufbahn, ich kenne das. Aber ich möchte unterscheiden zwischen frühkindlicher Bildung und Ganztagschule. Ich weiß nicht, woher Sie Ihre Informationen haben, und es mag sehr wohl sein, dass die Politik behauptet, wir bräuchten wegen PISA Ganztagschulen. Aber ich kenne keine einzige Studie – und ich habe selbst viel dazu geforscht –, die zeigt, dass Ganztagschulen Schülerleistungen verbessert hätten. Eines der Themen, das so gut wie keine Effekte auf Schülerleistungen hat, auch keine negativen. Darum waren Ganztagschulen eben auch gar nicht unter den von mir angesprochenen Themen. Ich denke, man muss tatsächlich über so etwas wie Prüfungs-



**Ludger Wößmann:** „Bei Menschen mit einer berufsqualifizierenden Ausbildung liegt die Arbeitslosenquote bei fünf Prozent und bei Menschen, die keine berufsqualifizierende Ausbildung haben, liegt sie bei 20 Prozent.“

systeme, über Selbstständigkeit von Schulen und solche Dinge reden.

Ich glaube auch nicht, dass es bei Ganztags und beim frühkindlichen Bereich so ist, wie Sie sagen, dass der Bereich ausgebaut wird, weil man wirtschaftlich funktionierende Kinder heranziehen will. Das halte ich für Polemik. Ich bin komplett bei Ihnen, dass das überhaupt keinen pädagogischen Hintergrund hat und leider auch nicht pädagogisch genutzt wird, sondern vor allem eine Maßnahme ist, die eben nicht die Entwicklungschancen der Kinder

verbessern soll, sondern deren Anliegen es immer war, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu erleichtern und es beiden Elternteilen zu ermöglichen, am Arbeitsmarkt tätig zu sein. Das kann man sehen wie man will, das ist ein anderes Thema. Wir sprechen hier über Freiheiten. Wenn heute beide Elternteile gerne wirtschaftlich tätig sein wollen und denken, dass das funktioniert, dann zeigen Studien, in denen Kinder bis zwei, drei Uhr in Betreuung und anschließend wieder in ihren Familien sind, dass das ihre Entwicklung überhaupt nicht beeinträchtigt. Zu entscheiden, ob sie das wollen oder nicht, das liegt eben schon auch in der Freiheit der Eltern. Wenn es Eltern gibt, die sagen: Ich will komplett zu Hause bleiben – totally fine! Aber ich weiß nicht, ob das der Politik vorzuziehen ist, wenn heutzutage viele Mütter sagen, ich möchte eben nicht zehn Jahre aus dem Beruf rausgehen, weil ich weiß, dass ich danach sowieso nicht in meinen qualifizierten Job zurückkehren kann.

Beim frühkindlichen Bereich sehe ich tatsächlich eine größere staatliche Aufgabe im Rahmen der Chancengleichheit. Wir sehen, dass die sozioökonomische Ungleichheit der Bildungsverläufe quasi schon vor der Geburt beginnt. Es geht – und das halte ich auch mehr für Polemik als für Realität – nicht darum, dass die Kinder im Kindergarten oder gar in der KiTa anfangen, chinesisch zu lernen. Sondern es geht darum, diesen Kindern Spaß am Lernen zu vermitteln, Spaß daran, die Welt zu entdecken. Das ist das, was wir als Bildungsbürger sowieso mit unseren Kindern machen und was viele Kinder aus bildungsfernen Schichten eben nicht bekommen, weil sie den ganzen Tag zuhause vor den Fernseher gesetzt werden.

Die Frage ist: Können wir sagen, das ist allein Sache der Familien, oder müssen wir sagen, dass wir da als Gemeinwesen auch eine Aufgabe haben? Ich bin zunehmend der Meinung, dass es auch um die Freiheit dieser Kinder geht, sich später zu entscheiden. Wenn sie sich mit achtzehn Jahren entscheiden, dass sie Lagerarbeiter werden wollen, dann ist das absolut ihre Entscheidung. Aber wenn wir als Gesellschaft sagen, das ist Familiensache und manche Kinder in den Familien so wenig gefördert werden, dass sie nicht einmal einen Schulabschluss schaffen, dann nehmen wir ihnen diese Freiheit. Und deswegen komme ich doch zu dem Schluss, dass wir sicherstellen müssen, dass Kinder ein entwicklungsfreudiges Umfeld finden, auch in den Kindergärten und Kitas.

**Klaus Zierer:** Ich greife jetzt mal drei Punkte auf, die angesprochen wurden und die ich gerne der Reihe nach nochmal diskutieren würde. Der eine Punkt ist Schule und PISA. Dazu würde ich gleich noch eine Rückfrage stellen. Der zweite Punkt ist die frühkindliche Bildung, auch die Rolle von Frauen oder von Eltern allgemein. Der dritte Punkt ist Chancengleichheit. Ich möchte nochmal kurz nachfragen, Herr Wößmann: Sie haben völlig recht, ich glaube, wir sind uns alle einig, dass das, was PISA misst, wichtig ist. Und dass man es schlecht den PISA-Entwicklern anmaßen kann, wenn sie eine Kompetenzorientierung entwickelt haben, die man gut messen kann. Das Problem ist sicherlich, wie PISA bildungspolitisch rezipiert worden ist, welche Schlüsse daraus gezogen wurden.

Jetzt wollen wir uns mal auf den zweiten Punkt fokussieren und da würde ich gerne nochmal nachfragen. Herr Stadler hat formuliert, dass sich mit PISA, zumindest mit der Rezeption von PISA vieles verändert hat, und ich möchte vielleicht als Ergänzung dazu den

Bildungsauftrag in der bayerischen Verfassung zitieren: „Wir haben nicht nur die Aufgabe, Wissen und Können zu vermitteln, sondern auch, Herz und Charakter zu bilden.“ Wo ist dann der Fehler bei PISA passiert, Herr Wößmann? Oder sehen Sie gar keinen Fehler in der Rezeption?

**Ludger Wößmann:** Natürlich sind da sehr viele Fehler passiert, und wir können in die Details gehen, aber ich möchte doch lieber aufs Gesamtbild blicken. Ich glaube nicht, dass PISA dazu geführt hat, dass alles andere über Bord geworfen wurde. Ich glaube, das ist eine Verherrlichung der Vergangenheit: früher war alles besser und wir alle sind von unseren Lehrern in unserem Charakter gebildet worden. Wenn wir an unsere Lehrer zurückdenken, gab es mit Sicherheit ein, zwei, die unseren Charakter gebildet haben, aber die anderen 20 Lehrer, die wir hatten, die haben keine so entscheidende Rolle gespielt. Und es hat keine wesentlichen Veränderungen der Fächer gegeben, etwa dahingehend, dass Fächer, die Herz und Charakter bilden, abgeschafft wurden. Musik, Sport, aber auch Politik, all diese Fächer haben meine Kinder heute genauso wie ich sie früher hatte. Und das ist überall so, weil die Stundenpläne sich nicht wesentlich geändert haben.

Sicherlich ist die Ergebnisorientierung im mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich und auch im Fach Deutsch stärker geworden, was ich für extrem wichtig und richtig halte. Das geht an mancher Stelle vielleicht auch mal zu weit. Aber: Deutschland ist eines der wenigen Länder, das sich seit dem PISA-Schock 2000 in diesen Bereichen stetig verbessert hat. Wir sind eben nicht mehr im unteren Mittelfeld, sondern im oberen Mittelfeld. Das ist sehr wichtig, zum einen für die einzelnen Menschen und ihre Teilhabemöglichkeiten an der Gesellschaft, zum anderen auch für die Wirtschaft, aber das können wir hintenstellen. Insofern glaube ich, dass es funktioniert hat.

Zwei Punkte noch: Ganztagschulen, darüber haben wir schon ein bisschen gesprochen, und die G8/G9-Debatte. Das hat beides nichts mit PISA zu tun, vielleicht mit Wirtschaft, darüber kann man in der Tat diskutieren, aber nichts mit PISA. Ich wüsste nicht, wie man von PISA eine Verkürzung der Schulzeit ableiten sollte. Viele haben jetzt den Eindruck, dass die Mittelstufe überfrachtet ist und die Kinder nur noch lernen müssen und keine Zeit mehr haben, sich sozial zu engagieren. Studien zeigen: Das ist nicht so. Es gibt heute wie vor 20 Jahren einen kleineren Teil der Schüler, der sich sozial engagiert, und den größeren Teil, der das nicht tut. Und diejenigen, denen das wichtig ist, kriegen das auch heute hin. Das deckt sich mit meinen Erfahrungen und das ist das, was man hört, wenn man mit Kindern und Jugendlichen spricht. Da gibt es einfach unterschiedliche Perspektiven. Die einen sagen, das ist alles so schwer; die anderen sagen, ich schaff das schon.

**Rainer Stadler:** Darf ich einhaken oder wollen Sie, Herr Zierer?

**Klaus Zierer:** Ja, vielleicht gleich noch den Hinweis: Mir ist gerade, als Sie die Ausführungen getätigt haben, eine schöne Folie von Remo Largo, dem Schweizer Psychologen und Pädagogen, eingefallen, der recht schön nachweisen konnte, dass in den letzten 10–15 Jahren die Gabe von Ritalin bei Kindern im Schulbereich entsprechend der Wirtschaftskurve steigt. Was sind die Gründe für den Wandel, Herr Stadler, wenn es weder PISA noch ein verändertes Bildungsverständnis sind?

**Rainer Stadler:** Ich finde, dass Herr Wößmann den Einfluss der Wirtschaft kleinredet. Sie haben gesagt, es ginge bei dem Ausbau der Kinderbetreuung für Kleinkinder nur um Vereinbarkeit. Das stimmt nicht. Ich kann Ihnen als Beispiel ein Zitat von Bert Rürup vorlesen, dem Wirtschaftsweisen, der bei der Umwandlung und Einführung von Ganztagschulen und Krippen eine entscheidende Rolle gespielt hat. Der hat in einer Studie für das Bundesfamilienministerium 2005 geschrieben, dass es in einer Gesellschaft „mit schrumpfendem Erwerbspotential“ unumgänglich sei, die künftigen Arbeitskräfte besser auszubilden. Bereits bei Kleinkindern sei es deshalb lohnend, „in Humankapital, kognitive und Schlüsselqualifikationen zu investieren“. „Es kann nicht mehr nur die Quantität, sondern es muss auch die Qualität des Humankapitals zählen.“

Das sind eindeutige Sätze: Gerade bei dem Ausbau der Kinderbetreuung hat die Wirtschaft massiv gedrängt. Natürlich wollten die einerseits die Frauen in Erwerbsarbeit bringen, aber es geht eben auch um die Kinder. Die Argumentation verstehe ich ja: Die sagen, es gibt weniger Kinder und deshalb müssen wir dafür sorgen, dass alle die gleichen Chancen bekommen. Das ist ja prinzipiell etwas Positives. Aber die wollen sich die Kinder möglichst früh so heranziehen, wie sie sie später brauchen können und haben deshalb massiv in die Politik eingegriffen. Und diese Studien wurden vom Familienministerium, egal wie die jeweilige Ministerin hieß, eins zu eins verwendet. Frau Schwesig rechnet Ihnen vor, man müsse so und so viele Milliarden investieren, dass die Frauen besser arbeiten und die Kinder besser ausgebildet werden können. Am Schluss steht eine Bilanz, laut der das Vorgehen zu Steuereinnahmen von X-Milliarden mehr führt. Diese Rechnungen gibt es und die waren DIE Begründung, um diesen Kurs, der ja tendenziell nicht nur elternfreundlich und schon gar nicht kinderfreundlich ist, durchzusetzen.

Insofern störe ich mich an der Aussage, die Wirtschaft hätte da doch keinen großen Einfluss und das müsse man alles den Eltern überlassen. Das stimmt nicht! Die Eltern sind nicht frei in der Entscheidung. Ich habe mit vielen Eltern gesprochen, die unter enormem Druck stehen, die sich rechtfertigen



**Rainer Stadler:** „Natürlich brauchen wir eine funktionierende Wirtschaft, aber wir brauchen schon auch funktionierende Familien und glückliche Kinder, so banal das klingt.“

müssen, falls sie ihre Kinder nicht in die Krippen schicken wollen, weil sie ihnen dadurch angeblich Bildung vorenthalten. Wenn man sich als Eltern dem entziehen will, was allgemein als wünschenswertes Modell vorgegeben ist, muss man sich doch den Vorwurf, man lasse sein Kind daheim verwahrlosen, anhören. Und dahinter sehe ich absolut die Wirtschaft als treibenden Motor. Wer sonst hätte daran Interesse?

**Ludger Wößmann:** Jetzt weiß ich nicht, wer oder was für Sie die Wirtschaft ist?

**Rainer Stadler:** Rürup und solche Leute sind für mich Wirtschaft.

**Ludger Wößmann:** Okay, ich stimme zu, dass man aus volkswirtschaftlicher Sicht sagen kann, dass es Sinn ergibt, wenn wir allen Kindern die Möglichkeit geben, ihr Potenzial zur vollen Entfaltung zu bringen und dass man damit eben nicht erst mit 15 anfangen kann, weil wir aus der Pädagogik wissen, dass Bildung ein Prozess ist, bei dem man immer auf das vorher Gelernte aufbaut. Es gibt ein kritisches Zeitfenster, in dem bestimmte kognitive Entwicklungen geschehen, in dem wir also entsprechende Chancen schaffen müssen. Es stimmt auch, dass die eben nicht nur zur Förderung der Persönlichkeit der Kinder beitragen, sondern auch ihre künftige Erwerbstätigkeit betreffen können und dass man ausrechnen kann, dass das gesamtwirtschaftlich Sinn ergibt. Dass die Familienministerin sich gerne auf solche Zahlen beruft, liegt vielleicht daran, dass sie die dafür notwendigen Milliarden vom Finanzminister ansonsten nicht bekommt. Das ist alles komplett richtig, heißt aber nicht, dass wir das machen, weil wir die Menschen einzig und allein als Maschinen für die Wirtschaft vorbereiten wollen.

**Klaus Zierer:** Hierzu passen aus meiner Sicht ein Humboldt-Zitat und eine aktuelle Studie. Humboldt schreibt: „Gleichförmige Ursachen haben gleichförmige Wirkungen. Je mehr also der Staat mitwirkt, desto ähnlicher ist nicht nur alles Wirkende, sondern auch alles Gewirkte. Wer aber für andere so räsioniert, den hat man, und nicht mit Unrecht, in Verdacht, dass er die Menschheit verkennt und aus den Menschen Maschinen machen will.“ Weil Sie gerade von Maschinen sprechen... Ich möchte aus pädagogischer Sicht eine zweite Studie anbringen und würde Sie dann beide bitten, dazu Stellung zu nehmen. Ich merke nämlich, dass Sie sich nach wie vor nicht einig sind. Es gibt verschiedene Studien, die sich mit der frühkindlichen Bildung auseinandersetzen. Bekannt ist die groß angelegte NICHD-Studie aus den USA, die verglichen hat, welchen Effekt die familiäre Erziehung im Vergleich zu einer Erziehung im Kindergarten oder in Kindertagesstätten hat. Diese Studie weist sehr deutlich nach, dass, mal angenommen, beide Fälle funktionieren grundsätzlich, die familiäre Erziehung wesentlich positivere Effekte als eine staatliche Institution hat. Das sind aus empirischer, erziehungswissenschaftlicher Sicht die Fakten. Was machen Sie jetzt daraus, Herr Stadler? Was bedeutet das für Sie, Herr Wößmann?

**Rainer Stadler:** Ich habe die Studie natürlich mit großem Interesse gelesen und auch ausführlich zitiert. Nachdem Sie vorher das Argument Chancengleichheit genannt haben, kann ich gleich noch eine zweite Studie anführen: Aus Kanada gibt es die Quebecstudie. Das war auch eine sehr umfangreiche Studie, die nachgewiesen hat, dass Kinder aus extrem prekären Verhältnissen von Krippen profitieren. Bei den anderen Kindern



**Ludger Wößmann:** „Wenn heute beide Elternteile gerne wirtschaftlich tätig sein wollen und denken, dass das funktioniert, dann zeigen Studien, in denen Kinder bis zwei, drei Uhr in Betreuung und anschließend wieder in ihren Familien sind, dass das ihre Entwicklung überhaupt nicht beeinträchtigt.“

verwischen die positiven Effekte: Je besser die Kinder zu Hause aufgehoben sind, umso überflüssiger und negativer ist es letztlich, wenn sie eine Krippe besuchen. Ich will hier kein Krippenmonster aufbauen: wenn man das hinterfragt, heißt es immer, man sei krippenfeindlich. Es gibt viele Menschen, die aus ökonomischen Gründen existentiell auf solche Einrichtungen angewiesen sind, weil das Leben in unserer Stadt teuer ist, und man sich selbst als Akademikerpaar heutzutage schwer tut, die Mieten zu zahlen. Das sind Fakten, die sehe ich schon auch. Aber wenn man darauf eingeht, wer davon profitiert, dann sind es mit Sicherheit nicht die Kinder. Wobei ich absolut dafür bin, Kinder zu fördern, die schlechtere Startchancen haben als andere, damit sie nicht mit einer riesigen Hypothek ins Leben starten. Und die, die eh gut aufgehoben sind, sollte man da lassen, wo sie sind.

**Ludger Wößmann:** Da sind wir jetzt komplett einer Meinung. Dazu gibt es viele Studien, und wir müssen differenzieren, worum es geht, um welches Alter und um welche Dauer. Geht es darum, dass die Kinder vier, fünf Stunden in Einrichtungen sind oder ganztags? Geht es um Kinder bis drei Jahre oder ältere? Ich kenne keine Studien, die gezeigt hätten, dass Kinderbetreuung ab dem Alter von drei, vier Jahren negative Effekte hätte. Davor kann sie, gerade wenn sie sich über den ganzen Tag erstreckt, negative Effekte haben. Bei halbtags kenne ich ebenfalls kaum Beispiele, die negative Effekte belegt haben.

Aber wie Sie bereits gesagt haben, bei Kindern aus bildungsnahen Schichten gibt es wiederum keine positiven Effekte. Man muss immer in Alternativen denken: entweder fremdbetreut oder zu Hause. Was heißt das, zu Hause? Wenn das heißt, dass sich Eltern kümmern, die an der Entwicklung ihres Kindes interessiert sind, dann ist das gut; wobei ich glaube, es tut auch diesen Kindern in ihrer Entwicklung gut, wenn sie vier, fünf Stunden mit anderen Kindern spielen. Frühkindliche Bildung ist aber natürlich gerade dort wichtig, wo Kinder zu Hause keine guten Alternativen haben. Darum bin ich komplett bei Ihnen, wenn Sie sagen, dass wir spezielle

Förderung nicht mit der Gießkanne ausschütten dürfen, sondern da fördern müssen, wo die Kinder zu Hause nicht gefördert werden. Das ist sehr schwierig, weil wir das in Deutschland nicht gerne machen. Das heißt nämlich, gezielt Benachteiligte zu fördern. Wir fürchten immer, dass sie dadurch gebrandmarkt werden. Damit wird in anderen Ländern viel lockerer umgegangen. Einfach ist es nicht, aber ich bin zunehmend davon überzeugt, dass wir zielgerichteter fördern müssen. Weil der Kindergartenausbau, so wie er momentan ist – da haben Sie recht –, vor allem von bildungsnahen Schichten genutzt wird. Alle Bildungsbürger geben ihre Kinder mit spätestens drei Jahren in Kindergärten und wollen das auch. 95 Prozent aller Kinder gehen in den Kindergarten. Es geht gerade um die restlichen fünf Prozent, um Kinder aus prekären Schichten, die diese Chance ebenfalls bekommen sollten. Von daher halte ich eine Diskussion, die sich mit der Frage beschäftigt, ob wir für über Dreijährige Kindergärten brauchen oder nicht, für abstrus. Worum wir diskutieren können, ist, ob wir Kindergartenbetreuung bis fünf Uhr nachmittags brauchen oder ob zwei Uhr eigentlich besser wäre. Das wäre wohl wichtig, da ein zu langer Kindergartenbesuch erwiesenermaßen negative Effekte haben kann. Vermutlich habe ich mit meinen Ausführungen nur bestätigt, was Sie gerade gesagt haben.

**Klaus Zierer:** Auf der Ebene scheinen wir einen Konsens gefunden zu haben. Jetzt komme ich aber doch auf eine aktuelle bildungspolitische Frage zurück: Sie haben vorher Frau Schwesig genannt, den Ausbau der Krippenplätze: immer mehr, immer mehr, immer mehr. Irgendwelche Quoten stehen im Raum. Ich finde Quoten im Bildungsgeschehen immer spannend, weil jede Quote ja letztendlich dazu führt, dass ich Menschen als Zahl fasse und dann wird es schwierig: Zahlen muss ich bewerten, darf ich Menschen bewerten? Widerspricht eine Quote der Bundesregierung von über 50 Prozent nicht dem von Ihnen beiden formulierten Anspruch einer gezielten, individuellen Förderung von Schwächeren?

**Rainer Stadler:** Ich finde Quoten generell schwierig. Wenn viele Kinder in Krippen sind, wird das als Erfolg betrachtet. Das Problem ist, je mehr Kinder Krippen besuchen, umso mehr ächzt das System. Fahren sie mal an Kindertageseinrichtungen vorbei, Sie werden überall das Plakat sehen: „Erzieher/innen gesucht“. Das Problem wird umso größer, je mehr Betreuungsplätze geschaffen werden. Wir haben momentan laut einer Studie der Bertelsmann Stiftung einen Erziehermangel von 100.000 – 120.000. Und dazu gibt es viele Studien, nageln sie mich also nicht auf die Zahlen fest. Es fehlen definitiv zehntausende. 2013 gab es eine große Untersuchung des Bundesfamilienministeriums, die Nationale Untersuchung zur Bildung, Betreuung und Erziehung in der frühen Kindheit (NUBBEK). Lediglich drei Prozent der untersuchten Kindertageseinrichtungen haben das Qualitätsurteil „gut“ bekommen. Dann waren 80 Prozent irgendwie mittelmäßig und 16 Prozent schlecht.

Ein wichtiger Richtwert für die Messung der Qualität so einer Einrichtung ist das Verhältnis von Betreuern und Kindern, also rein zahlenmäßig: Für Kleinkinder wird empfohlen, dass zwei, drei Kinder auf einen Erzieher kommen sollen. Später im Kindergarten können das schon mal fünf oder sechs Kinder pro Erzieher/in sein. Und das Verhältnis wurde in den meisten Krippen einfach nicht eingehalten. Sie finden nicht

so viele Erzieher, die sich für 2.500 Brutto den ganzen Tag in eine Krippe reinstellen. Ich war da mal einen ganzen Tag. Das ist ein wirklich anstrengender, heftiger Beruf. Deswegen wäre ich dafür, dass die Kinder, bei denen es ohne Krippe funktioniert, irgendwie die Möglichkeit erhalten, da zu bleiben, wo sie sind. Dann könnten diejenigen, die wirklich auf Krippen angewiesen sind, und da gibt es viele, ihre Kinder mit einem guten Gefühl dahin schicken, weil sie wissen, dass sie da gut aufgehoben sind.

**Ludger Wößmann:** Leider ist zumeist das einzige Qualitätsmerkmal, das in solchen Studien geltend gemacht wird, das Betreuer-Kind-Verhältnis. Wenn Sie selber mal Kinder in einer Einrichtung gehabt haben, wissen Sie aber, dass das nicht der entscheidende Faktor ist und es auf die Qualität des Personals an-

### *Es gibt ein extremes Misstrauen gegenüber ärmeren Familien.*

kommt. Die ist sicherlich sehr schwer festzumachen. Ich hatte meine Kinder in unterschiedlichen Einrichtungen mit identischem Betreuungsschlüssel, die sich aber bezüglich der Fragen, wie wohl sie sich gefühlt haben und was es ihnen gebracht hat, um Welten unterschieden haben. Ich glaube, dass wir tatsächlich über Qualität reden müssen, nicht nur über den Betreuungsschlüssel. Ich glaube auch, dass wir dann darüber reden müssen, ob es angebracht ist, die Menschen, die unsere Kinder betreuen, so niedrig zu bezahlen. Wenn wir mehr wollen, heißt das, dass wir mehr investieren müssen, dass man höhere Gehälter zahlt, um mehr und entsprechend kompetente Menschen für den Erzieherberuf zu gewinnen.

**Rainer Stadler:** Ich glaube, man könnte das auch am anderen Ende lösen, indem man die Eltern unterstützt, die sich entscheiden, zuhause zu bleiben. Das Betreuungsgeld wurde damals einfach vom Tisch gewischt. Es ist für mich nicht zu verstehen, wie man das so einseitig totmachen konnte. Für mich ist das eine zugegebenermaßen läppische Anerkennung der Erziehungs- und Bildungsleistung, die Eltern erbringen, und die uns nicht mal 150 Euro wert war. Es gibt andere Länder, zu denen wir aufschauen, Norwegen oder Schweden beispielsweise, die ein dichtes Netz an Ganztagsbetreuung haben, trotzdem aber ein Betreuungsgeld von 600 Euro im Fall von Norwegen, 350 Euro im Fall von Schweden zahlen. Die öffentliche Diskussion bei uns fand ich sehr einseitig, sehr polemisch: Schnapsprämie war so ein Schlagwort derjenigen, die argumentiert haben, dass Eltern aus prekären Verhältnissen das Geld eh nur versaufen würden oder sich davon einen Flachbildfernseher kaufen. Es wurde völlig übergangen, dass es eine enorme gesellschaftliche Aufgabe und Leistung ist, wenn Eltern ihre Kinder erziehen und bilden, sodass die sich später bewähren können. Das wird in unserer Gesellschaft nach wie vor nicht honoriert. Aber wenn Krippe oder Tagesmutter die Kinder erziehen, kriegt man Geld dafür – und das finde ich seltsam.

**Klaus Zierer:** Ich gebe den Ball gleich weiter zu Herrn Wößmann: Sie sind ja Bildungsökonom. Könnte man das irgendwie verrechnen? Man verrechnet ja gerne die Kita- und Krippenbeiträge; warum ist man vom Betreuungsgeld so schnell weggekommen? Bildungs-

ökonomisch hätte es sich ja wahrscheinlich gelohnt – oder nicht?

**Ludger Wößmann:** Nein, ich glaube nicht, dass sich das rechnet. Ich glaube aber, dass diejenigen, die Sie, Herr Stadler, kritisieren, irgendwo recht haben: Ich muss ganz ehrlich sagen, dass es für mich und die meisten Menschen in meinem engeren Bekanntenkreis irrelevant ist, ob ich 150 Euro dafür bekomme, dass ich mein Kind nicht in eine Einrichtung schicke. Diese 150 Euro sind nicht ausschlaggebend, wenn wir uns entscheiden, ob einer von uns zu Hause bleibt oder nicht, da sind andere Sachen viel wichtiger. Sie können das als Anerkennung sehen, das finde ich fair enough, aber unsere Entscheidung wird das überhaupt nicht beeinflussen. Die Entscheidung von Menschen, die von Hartz 4 leben müssen, beeinflusst es aber extrem: Die kriegen 650 Euro, und wenn man ihnen dann sagt: „Wenn ihr euer Kind nicht in den Kindergarten schickt, kriegt ihr 150 Euro drauf“, hat sich ihr Einkommen um ein knappes Viertel erhöht. Diese Menschen sind durch 150 Euro beeinflussbar – und gleichzeitig die Eltern der Kinder, die Sie in Einrichtungen fördern wollen. Ich verstehe die Argumente, aber vom Ergebnis her gedacht ist das Betreuungsgeld extrem kontraproduktiv. Ich sehe das sehr kritisch.

**Rainer Stadler:** Ich würde dem nur entgegensetzen, dass ich nicht nachvollziehen kann, warum man die 150 Euro damals so kritisiert hat und kein Problem damit hat, dass Krippenplätze subventioniert werden, die 1000 Euro oder mehr kosten und unter anderem von Leuten in Anspruch genommen werden, die sich das sehr gut selbst leisten könnten. Es gibt ein extremes Misstrauen gegenüber ärmeren Familien. Ich finde, die sollten genauso das Recht und die Möglichkeit haben, ihre Kinder zu erziehen, wenn sie es gut machen. Misstrauen gibt es natürlich bei jeder staatlichen Leistung.

**Klaus Zierer:** Ich komme nun zum letzten Punkt, den ich noch mit Ihnen ansprechen möchte, bevor wir in die offene Fragerunde gehen: Chancengleichheit ist vielfach thematisiert worden. Es ist sicherlich auch im Humboldtschen Sinn, dass Bildung in einer Leistungsgesellschaft letztendlich ein Schlüssel ist, um vorwärts zu kommen. Jetzt gibt es aber, beispielsweise in Anschluss an Bourdieu, die Feststellung, dass Bildung gleichzeitig die gesellschaftlichen Unterschiede verhärtet. Vielleicht ein Beispiel dazu, der bekannte 30 Millionen-Wörter-Unterschied: Man hat in einer Studie festgestellt, dass Kinder aus bildungsfernen Milieus bis zur Einschulung zuhause 30 Millionen Wörter weniger hören als Kinder aus bildungsnahen Milieus. Und das ist unabhängig davon, ob sie in Kindergärten gehen oder nicht. Ist es nicht doch ein Mythos zu glauben, Bildung sei der Schlüssel zur Chancengerechtigkeit?

**Ludger Wößmann:** Naja, zum einen glaube ich, dass das nicht unabhängig davon ist, ob man in eine gute Kinderkrippe gegangen ist oder nicht, aber das nur nebenbei. Es ist unrealistisch, komplette Chancengleichheit herzustellen, dem stimme ich zu. Ergebnisse von Vergleichsstudien wie PISA hängen extrem eng mit dem familiären Hintergrund zusammen. Wenn Sie den Bildungsstand der Eltern oder die Anzahl der Bücher in dem jeweiligen Haushalt als sozioökonomischen beziehungsweise kulturellen Indikator messen, zeigt sich, dass die Ergebnisse damit viel stärker korrelieren als mit irgendwelchen politischen Maßnahmen.

Aber das heißt ja nicht, dass wir deshalb aufgeben sollten. So lange das Bildungsbürgertum der Bildung der Kinder mehr Gewicht beimisst, wird man nur dann gleiche Chancen bekommen, wenn man gemäß Platon den Eltern die Kinder bei der Geburt wegnimmt – ich glaube, das will keiner.

Einen Zusammenhang zwischen familiärem Hintergrund und Bildungsleistung gibt es in allen Ländern. Aber Deutschland gehört immer zu den vier, fünf Ländern, in denen sich der familiäre Hintergrund am deutlichsten auswirkt. Deswegen glaube ich, dass wir viel mehr tun könnten, das ist unser gesellschaftlicher Auftrag. Darum muss das System allen Menschen, so gut es geht, Chancen offen halten, bis sie mündig sind. Was ich aus rein wirtschaftlicher Sicht als unsinniges Argument zurückweisen muss, ist, wenn Menschen aus meinem Umfeld meinen, dass das auf ihre Kosten geht, wenn andere bessere Bildung bekommen. Das ist diese Vorstellung eines Kuchens, der verteilt werden muss: Wenn die Anderen mehr bekommen, dann bekomme ich weniger ab. Die bildungsökonomische Forschung zeigt, dass das wirklich Quatsch ist. Stattdessen können sich besser gebildete Menschen produktiver in die Wirtschaft einbringen, weswegen mehr produziert werden kann, wodurch der Kuchen wächst. Wenn wir es also schaffen, dass mehr Menschen gut gebildet sind, dass mehr Menschen Kompetenzen entwickeln, Persönlichkeit entwickeln, die es ihnen ermöglicht, innovativ zu sein, weiterzudenken, Dinge zu verbessern, dann wird das unseren Wohlstand insgesamt erhöhen. Das wiederum heißt natürlich nicht, dass alle gleich sind; ich glaube, an diesen Punkt kommen wir nie.

**Rainer Stadler:** Ich würde das schon anzweifeln, dass Bildung einen so weiterbringt, wie es gemeinhin heißt. Da gibt es Gegenbeispiele, die einen zum Nachdenken bringen. Wir haben ja am vergangenen Wochenende in der SZ einen großen Artikel über den Wert eines Uniabschlusses gebracht. Andererseits wurde kürzlich eine Studie veröffentlicht, die zeigt, dass gerade der wissenschaftliche Nachwuchs an den Hochschulen extreme Schwierigkeiten hat, Familien zu gründen, weil die Betroffenen immer nur befristet Verträge erhalten und damit einfach auf keinen grünen Zweig kommen. Sie haben ja selbst geschrieben, Herr Wößmann, dass es sehr auf das Fach ankommt, das man studiert. Da kann ich als Journalist auch einige Geschichten erzählen, hochgebildete Leute, die keine Chance auf Karriere bekommen, weil es dort – wie in anderen Branchen auch – immer weniger gut bezahlte Stellen gibt. Insofern setzt man diese Leute zusätzlich unter Druck, wenn man ständig proklamiert: Bilde dich, dann wird das schon was, Du bist deines Glückes Schmied. Als stünde das nur in ihrer eigenen Macht!

Welche Chancen Sie im Leben haben, hängt vor allem mit dem Vermögen, das Sie im Hintergrund haben, zusammen. Es gibt viele, die immer im Hamsterrad bleiben werden, die können sich gut bilden, haben aber nie die gleichen Chancen wie diejenigen, die entsprechendes Vermögen mitbringen. Richtig ist, dass ich mit einer guten Bildung und den daraus resultierenden besseren Berufschancen weniger Gefahr laufe, zu verarmen, Aufstiegsmöglichkeiten sind aber natürlich begrenzt. Und je mehr Akademiker es gibt, umso härter wird der Wettbewerb, irgendwann wird ein Studium kaum mehr zählen. Das ist ein Wettlauf, jeder gegen jeden. Da sind wir Marktteilnehmer, mehr nicht. □

# Was ist der „Westen“?

## Auch eine Diskussion zum „Abendland“

**Der europäische Gedanke ist einer der Garanten für Frieden und Wohlstand in unserer Zeit – und droht genau dann in sein Gegenteil umzuschlagen, wenn er nicht mehr verstanden wird. „Pegida“ und „Brexit“ sind Folgen dieser Entwicklung. Sie stellen damit aber auch die Anknüpfungspunkte bereit, um im Rahmen der Veranstaltung „Was ist der ‚Westen‘? Auch eine Diskussion zum ‚Abendland‘“ darüber**

**zu diskutieren, wie die Leitbegriffe unserer abendländischen Kultur genau zu verstehen sind. Die Katholische Akademie Bayern bat am 23. Oktober 2017 Fachleute zum Gespräch, um die Herausforderung für den „Westen“ gleich aus mehreren Perspektiven heraus zu thematisieren. Akademiedirektor Dr. Florian Schuller moderierte das Gespräch, das Sie im Anschluss abgedruckt finden.**

**Florian Schuller:** Professor Bavaj, Sie wurden in der alten Krönungsstadt der Kaiser geboren, in Aachen, und sind jetzt Professor für Neuere Geschichte an der University of St. Andrews in Schottland. Ist „Europe“ auch in Schottland nur der Kontinent, oder hat sich da etwas geändert?

**Riccardo Bavaj:** Ja, ich bin in der glücklichen Lage, in Schottland zu lehren und nicht in England, geschweige denn in diversen Hochburgen des Brexit und der Leave Campaigns. Insofern habe ich es ganz gut. Auf der anderen Seite, wenn ich eine Anekdote erzählen darf: Auch in St. Andrews gibt es ein Forschungsseminar, das habe ich, als ich anfang, zwei Jahre lang organisiert. Ich hatte den wahrscheinlich etwas unglücklichen Einfall, es thematisch einzugrenzen auf „modern Europe“. Dann bekam ich von Kollegen, Spezialisten für britische Geschichte, eine böse E-Mail, was mir denn einfiel, würde man jetzt nur noch über Deutschland und Frankreich und Italien diskutieren, aber nicht mehr über britische Geschichte. Dieser Gedanke war mir erst einmal fremd, weil ich Großbritannien intuitiv immer zu Europa gezählt hatte.

Insofern gibt es trotz eines starken Votums für „Remain“ auch in Schottland ein insulares Sonderbewusstsein, so dass man immer von „Großbritannien und Europa“ spricht, wobei das „und“ nicht unbedingt eine Brücke bedeutet, sondern teilweise den „Channel“, also die Trennung.

**Florian Schuller:** Prof. Karlheinz Ruhstorfer. Sie sind ein Urbayer, wurden promoviert mit einer Arbeit über Ignatius von Loyola und haben sich habilitiert über das Thema der Konversionen. Jetzt sind Sie im Nebenjob Vorsitzender der Europäischen Gesellschaft für Katholische Theologie. Eine Konversion fordert ja immer einerseits starke Charaktere und braucht andererseits so etwas wie Bekehrungserlebnisse. Hatten Sie in Ihrer Lebensgeschichte auch ein europäisches Bekehrungserlebnis?

**Karlheinz Ruhstorfer:** Ja, das war eine Art Fremdheitserfahrung. Ich habe bis

vor zwei Monaten in Dresden gelebt. Wir sind 2013 dorthin gekommen, und ein Jahr später zogen plötzlich 20.000 erregte Bürgerinnen und Bürger durch die Stadt und wollten das Abendland verteidigen. Das war für mich ein Auslöser, auf das Thema Europa zu sprechen zu kommen und mich zu fragen, was es denn mit diesem vielleicht sogar auch theologischen Begriff des Abendlands auf sich hat.

**Florian Schuller:** Professor Schildt, Sie wurden promoviert mit einer Arbeit über das Ende der Weimarer Republik, haben sich habilitiert über die 1950er Jahre in der Bundesrepublik und sind jetzt Direktor der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg. Was Sie anscheinend vor allem interessiert, sind Umbruchszeiten: Weimarer Zeit, Ende Drittes Reich und die 1950er Jahre. Was bricht für Sie im Moment um, welche Umbruchszeit für Europa steht gerade an?

**Axel Schildt:** Das ist eine schwierige Frage, speziell für Historiker, wir sind ja eigentlich eher immer rückwärtsgewandte Prognostiker...

**Florian Schuller:**... und für Sie als Mensch?

**Axel Schildt:**... Für mich als politischer Mensch sind die Gefühle sehr ambivalent. Einerseits habe ich starke negative Gefühle, weil vieles von dem, was wir noch vor zehn oder 15 Jahren für selbstverständlich gehalten hatten, im Augenblick erodiert, und das betrifft natürlich den positiven, emphatischen Bezug auf Europa als Möglichkeit einer demokratischen und übernationalen Ordnung, die über Jahrzehnte aufgebaut wurde. Ich hege dennoch die Hoffnung, dass eben die Länge dieses Weges nach dem Zweiten Weltkrieg einige Potentiale bereit hält, um damit besser umzugehen als mit den Anfechtungen nach dem Ersten Weltkrieg, als es diese lange Zeit demokratischer Entwicklung nicht gegeben hatte.

Die drei Begriffe, um die es also geht – Westen, Abendland und Europa – will ich zunächst nur ganz kurz umschreiben, um dann in einem zweiten Schritt die

Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg etwas genauer anzusehen.

Zunächst: Der Westen ist natürlich in unserem „mental mapping“ nicht strikt ein geographischer Raum, aber doch verbunden mit geographischen Vorstellungen, und zugleich mit der Vorstellung von Werten. Lange Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg wurde er verbunden mit der europäischen Aufklärung und dem amerikanischen Liberalismus, sozusagen weltlichen Werten. Abgekürzt, der Westen ist eigentlich das Abendland ohne Religion.

Denn das Abendland kann man sich gar nicht vorstellen ohne religiösen Hintergrund. Das war eigentlich immer allen klar, und deswegen ist auch die Pegida-Geschichte so absurd. Aber dieses Abendland ist wiederum natürlich geographisch verbunden mit Kerneuropa. Da kann zum Teil der Ärmelkanal breiter sein als der Atlantik, aber zumindest am Anfang hieß das auch ohne USA.

Und das dritte: Europa meinte im Kern immer Westeuropa, mindestens bis 1990. Es bedeutete auch immer die Abgrenzung von Russland, eine kulturelle Grenze, die sich durch Mitteleuropa zieht. Etwas ganz anderes ist der geographische Begriff „Europa bis zum Ural“.

In einem zweiten Schritt will ich anhand der Zeitgeschichte diese drei Begriffe noch etwas konkretisieren. „Abendland“ steht nach dem Zweiten Weltkrieg für Rechristianisierung, eine abendländische Gedankenwelt, die kommen müsste, nachdem der Nationalsozialismus als Kumulation der Abkehr der Menschen von der Religion, des gesamten Säkularisierungsprozesses der Moderne verstanden wurde. „Rechristianisierung“ wurde also ein Kampfbegriff gegen die seelenlose Weltlichkeit sowohl aus Detroit wie aus Moskau. Allerdings hatten auch die Nationalsozialisten die Abendlandbegrifflichkeit weidlich benutzt: Hitler zum Beispiel in seinem Tagesbefehl nach der Niederlage bei Stalingrad, wo er sagt, die Sechste Armee habe das Abendland bis zur letzten Patrone verteidigt; dann hat der Begriff „Abendland“ während der Jahre 1943 bis 1945 die SS-Propaganda grundiert. Das wiederum erklärt, warum nach 1945 der Abendlandbegriff in der Bevölkerung so unglaublich populär war. Aber natürlich hat er auch andere Wurzeln.

Dazu gehörte die Vorstellung einer supranationalen, katholisch geprägten Gemeinschaft christlicher Völker. Dazu zählten Deutschland, also Westdeutschland, Frankreich, Italien, aber auch die Staaten der iberischen Halbinsel, obwohl sie Diktaturen waren, weil sie eben vorgemacht hatten, wie man den bolschewistischen Feind besiegen kann. Das ist die Ideologie noch der 1950er Jahre, und Konrad Adenauer hat immer ungefähr diesen Raum gesehen, wenn er vom Abendland gesprochen hat. Für ihn ging es um die Werte der abendländischen Gemeinschaft, und die USA waren die Beschützer dieser Werte, gehörten aber selbst nicht dazu. Das wiederum hat interessanterweise dazu geführt, dass sich viele durchaus vom Nationalismus abwenden konnten; denn diese Abendland-Ideologie ist supranational und gegen den Nationalismus gerichtet. Sie hat es Teilen des deutschen Bildungsbürgertums, die erzkonservativ waren, ermöglicht, diesen Weg mitzugehen. Und dann ist etwas völlig anderes entstanden; Adenauer hätte sich im Grabe herumdrehend, wenn er es gesehen hätte.

Zugleich gab es eine am Anfang noch minoritäre Fraktion, die statt „Abendland“ eher „Westen“ sagten. Natürlich sind das idealtypische Unterscheidungen; die gehen zum Teil durchaus bei den Zeitgenossen durcheinander. Aber die „Westler“ wollten kein Abendland, sondern eine moderne Gesellschaft, liberal, demokratisch usw., und haben sehr

stark in Richtung der USA geblickt.

Mit meinen Forschungen hatte ich angefangen in den 1980er Jahren. Damals kannte kein Mensch den Begriff „Abendland“. Ich wollte natürlich an die Quellen heran und habe zum Beispiel mit dem Diözesanarchiv in Eichstätt korrespondiert. Ich war denen wohl unheimlich; die haben mir auf Briefe nicht geantwortet. Ich bin dann selber hingefahren, und als sie gesehen hatten, dass da nicht der Teufel aus dem Norden kommt, waren sie sehr freundlich zu mir. Es war sicher das Misstrauen darüber, dass ein Mensch aus Hamburg sich für das Abendland interessiert.

**Karlheinz Ruhstorfer:** Der Theologe ist immer zuständig fürs Große und Ganze und hat ein langes Gedächtnis. Deshalb möchte ich zurückgehen auf eine erste Verwendung der Terminologie „Westen“, die auch verquickt ist mit der Terminologie „Europa“. Und zwar taucht im Griechenland der Perserkriege zum ersten Mal das Bewusstsein auf, dass man zwei Sphären unterscheiden muss, den Osten, wo die Sonne aufgeht, und den Westen, wo sie untergeht. In Griechenland identifiziert man sich mit dem Westen. Der wird damals schon mit bestimmten Werten aufgeladen, nämlich mit dem Wert der Freiheit, abgegrenzt zur orientalischen Despotie.

Verstehen Sie mich nicht falsch; nicht, dass ich glaube, die im Osten waren böse, und die im Westen gut, die Griechen irgendwie in unserem Sinn Demokraten. Das war das ideologische Selbstverständnis der Griechen, das schon relativ schnell gekoppelt wurde mit einem Erdteilbegriff. Es gab Afrika, Asien und eben Europa.

Es gibt eine zweite Quelle: den Kirchenvater Augustinus. In seinen „Confessiones“ ist der neue Begriff des Westens gekoppelt an die lateinische Hälfte des Römischen Reichs. Hier tritt das Individuum in neuer Weise hervor, wie es bis dato kaum der Fall war, dass nämlich jemand über sich in dieser Weise ausführlich schreibt. Es ist etwas Zweites daran gekoppelt, die Geschichtlichkeit, die bei Augustinus in „De civitate Dei“ eine ganz große Rolle spielt. Und noch etwas. Bei Augustinus gibt es auch schon – jetzt kommen wir ins theologische „hard-core“-Geschäft, in die Trinitätslehre – die Vorstellung, dass der Heilige Geist vom Vater und vom Sohn ausgeht. Das wird dann der Knackpunkt, an dem die Einheit der Christenheit zwischen Ost und West, zwischen Orthodoxie und der lateinisch-katholischen, der römischen Hälfte, im Hochmittelalter zerbrechen wird.

Kurz nach Augustinus geschieht in der lateinischen Reichshälfte eine Trennung zwischen der religiösen bzw. der kirchlichen und der politischen Sphäre. Jetzt gibt es einen signifikanten historischen Unterschied zwischen Ost und West, weil nämlich der westliche Teil des Römischen Reichs politisch untergeht. Der Staat geht unter, und die Kirche übernimmt manche von dessen Funktionen. Im Osten bleibt die Kirche weitgehend abhängig vom Kaisertum bis zum Untergang des Byzantinischen Reichs. Bestimmte Strukturmomente haben sich erhalten, die in gewisser Weise in Russland auch heute noch das Verhältnis von Staat und Kirche bestimmen, das eben ein anderes ist als das im Westen, wie es sich dann vor allem im Hochmittelalter ausdifferenziert.

Das ist jetzt sehr allgemein gesprochen, und man müsste noch viel feiner unterscheiden und kritischer beleuchten, als ich das jetzt kann. Aber es sei trotzdem gesagt, dass die Zwei-Schwerter-Lehre, die Trennung zwischen Kaiser und Papst, etwas ist, das sich im Hochmittelalter deutlich ausbildet, auch wenn der Papst versucht, den Kaiser zu



Akademiedirektor Dr. Florian Schuller (2. v. r.) im Gespräch mit Karlheinz Ruhstorfer (v. l. n. r.), Riccardo Bavaj und Axel Schildt.

unterwerfen und vice versa. Diese Versuche scheitern immer. Es bildet sich relativ schnell eine Zwei-Reiche- oder Zwei-Zuständigkeiten-Lehre aus, die dann für die weitere Zeit konstitutiv wird.

Und etwas Weiteres ist sehr wichtig. Im Spätmittelalter entsteht die Neuzeit: in Erfurt bei Meister Eckhart und darüber hinaus bei Johannes Duns Scotus oder Wilhelm von Ockham, also bei deutschen und englischen Theologen.

Es entsteht das Bewusstsein, dass Gott sich durch Freiheit auszeichnet – das ist die „via moderna“ bei Occam –, und dass der Mensch das Göttliche in sich trägt – das ist die mystische Schiene.

Diese beiden Schienen sind wichtig für das Verständnis der Reformation. Bei Martin Luther kommen sie zusammen, und es zerbricht die alte Selbstverständlichkeit, dass die Sphären der Vernunft und der Natur der Gnade untergeordnet sind. Es emanzipieren sich die Sphären der Natur und des Poetischen; das Individuum tritt hervor und steht in Unmittelbarkeit zu Gott – ein Prinzip, das die weitere Geschichte bestimmt. Hegel wird einmal sagen, dass die Reformation eine Voraussetzung für die Revolution sei. Jedenfalls entsteht eine Geschichte, und zu der muss man noch eine Ausprägung der Reformation dazu nehmen, nämlich den Calvinismus.

Denn der Calvinismus – das kann man bei Max Weber und Ernst Troeltsch nachlesen – ist diejenige Form des Christentums, in der sich die neuzeitliche Demokratie ausbildet. Das heißt, die Demokratie, wie wir sie verstehen, geht weniger auf die Griechen zurück; bei den entsprechenden Theoretikern taucht sie zwar schon auf, aber erst im Calvinismus entsteht das Bewusstsein, dass das Individuum und die Ansammlung der Individuen die eigentliche Quelle der Autorität und der Souveränität sind. Das führt dann in England zu einer Krise zwischen der Amtskirche und den Dissidenten. Diese gehen dann nach Amerika und gründen das erste neuzeitlich-demokratische Gemeinwesen, das für die weitere Geschichte des Westens fundamental wird. In England kommt es zu entsprechenden Sonderregeln und damit zu einer entsprechenden eigenen Ausprägung.

Zusammenfassend würde ich den Westen jene Sphäre nennen, die auf dem Boden der lateinischen Christenheit gewachsen ist und die beiden neuzeitlichen Konfessionen, den Katholizismus

und die verschiedenen Formen des Protestantismus, umfasst.

**Riccardo Bavaj:** Mein Zugang zum Thema ist ein begriffsgeschichtlicher, und ich möchte zwei Aspekte herausgreifen: Erstens die Mehrdimensionalität des Begriffs des „Westens“ und zweitens seine Funktion; denn es gab durchaus Phasen intensiverer Diskussion über den Westen und solche, in denen weniger davon die Rede war. Das liegt mit Sicherheit auch an der spezifischen Nützlichkeit des Begriffs. Die Frage ist also die nach den Erfolgsbedingungen einer Idee.

Zum Aspekt der Mehrdimensionalität des Begriffs vom Westen würde ich gerne zwei Dimensionen herausgreifen. Beide sind interessanterweise eben schon angeklungen und stehen in einem gewissen Spannungsverhältnis zueinander. Die erste Dimension ist die einer universalistisch gedachten offenen Entwicklungskategorie, häufig normativ definiert anhand eines Clusters aus Menschenrechten, Gewaltenteilung, Rechtsstaatlichkeit und einem parlamentarischen Regierungssystem. Dieses Ideen-Cluster wird in der Regel historisch verortet in den sogenannten atlantischen Revolutionen Ende des 18. Jahrhunderts von 1776 und 1789. Daneben allerdings funktioniert diese offene Entwicklungskategorie des Westens auch auf Ebenen des technischen Fortschritts sowie der wirtschaftlichen Entwicklung kapitalistischer Art, allerdings auch auf der Ebene des soziokulturellen Wandels – so zum Beispiel, wenn etwa von westlichem Lebensstil oder westlicher Lebensweise die Rede ist.

Entscheidend ist die Annahme, dass im Prinzip jede Region der Erde sich solche politischen Werte oder kulturellen Normen oder kapitalistischen Wirtschaftsweisen aneignen kann, und zwar durch einen Prozess, der üblicherweise als Westernisierung oder Verwestlichung bezeichnet wird – teilweise auch allgemeiner gewendet als Modernisierung. Der Westen wird hier also gedacht als universalisierbare Kategorie.

Die zweite Dimension steht dem entgegen, steht allerdings auch in einem korrespondierenden Verhältnis dazu. Das ist ein räumlich deutlich begrenzter Begriff; man kann auch von einem Container-Raumkonzept sprechen, einem statischen, starren Begriff, der es einem erlaubt, relativ klare geographische Trennlinien zu ziehen. Warum ist dieses Container-Raumkonzept statisch? Weil es sich an Kategorien orientiert, die weit weniger universalisierbar und stattdessen häufig religionsgeschichtlich fundiert sind.

Es gibt hier unterschiedliche Arten und Formen der geographischen Grenzziehung. Ich möchte eine herausgreifen, wobei ich darüber gar nicht so viele Worte verlieren muss, weil Herr Ruhstorfer das schon angesprochen hat. Es ist die Vorstellung eines historischen Westens, des Okzidents, auch Abendland genannt, als der Teil Europas, der vom lateinischen Christentum geprägt ist und dort endet, wo die Dominanz byzantinisch-orthodoxer Prägung beginnt. Wenn man sich die heutige Landkarte vor Augen führt, würde ein solcher Okzident ostmitteleuropäische Staaten wie Polen, Tschechien, Slowakei, Ungarn dazuzählen, aber gleichzeitig orthodox geprägte Staaten wie Rumänien, Bulgarien, Griechenland und vor allem natürlich, das klang bei Herrn Schildt schon an, Russland ausschließen.

Das leitet über zu meinem zweiten Aspekt: die Funktion des Begriffs vom Westen. Der Westen ist nicht nur eine Chiffre für politische Werte, kulturelle Normen und religionsgeschichtliche Vorstellungen, sondern immer auch ein



Prof. Dr. Riccardo Bavaj, Professor für Neuere Geschichte an der Universität St. Andrews/Schottland



Foto: akg-images

*Konrad Adenauer – hier mit seinem ersten Kabinett im September 1949 – versuchte mit der Revitalisierung des Begriffes „Abendland“ eine Wertegemeinschaft Westeuropas zu benennen.*

*Diese „Abendlandideologie“, so Axel Schildt, sollte die auch nach dem Zweiten Weltkrieg noch durchaus*

*nationalistisch eingestellten Bürgerlichen in Deutschland für supranationale Ideen gewinnen helfen.*

effektives rhetorisches Mittel zur politischen Mobilisierung und Formierung nationaler Identitäten. Das hat damit zu tun, dass der Westen ein Raumbegriff ist. Raumbegriffe wie Westen, Okzident oder Abendland funktionieren auf ähnliche Weise; sie schaffen Orientierung durch räumliche Homogenisierung. Sie reduzieren allein durch ihre Rede Komplexität, und diese Komplexitätsreduktion lässt die innere Heterogenität, die ja unbestreitbar im Westen oder im Abendland da ist, verblassen. Dadurch erlaubt er es, Identität und Orientierung zu schaffen. Diese Funktion erklärt auch, warum ein solcher Begriff vor allem dann en vogue ist, wenn Debatten geführt werden zur politischen Selbstverortung oder zur nationalen Selbstversicherung, die häufig auch über Selbstverortungen auf mentalen Landkarten funktionieren. Herr Schildt hat ja das „mental mapping“ bzw. die Selbstverortungen, die über mentale Landkarten funktionieren, bereits angesprochen.

Dadurch wächst dem Begriff des Westens eine spezifische Leistungsfähigkeit zu – insbesondere dann, wenn man sich inneren oder äußeren Bedrohungen ausgesetzt fühlt. Solche Bedrohungen werden vor allem in internationalen Krisen-

situationen, Konflikten oder Kriegen gefühlt. Wenn man sich die Begriffsgeschichte des Westens der vergangenen 200 Jahre anschaut, wird klar, warum er etwa zur Zeit des Krimkrieges 1853 bis 1856 oder besonders im Ersten Weltkrieg mit der Unterscheidung zwischen deutscher Kultur und westlicher Zivilisation virulent wird. Er taucht dann im Kalten Krieg, aber auch in jüngerer Zeit vermehrt auf: etwa dann, als die Krim 2014 durch Russland annektiert wurde oder während der Ukraine-Krise, die noch nicht vorbei ist. Solche internationalen Konfliktsituationen, die im Übrigen auch dazu führten, dass aus G 8 wieder G 7 wurde, lassen eine Ost-West-Logik aufleben, die zur Zeit des Kalten Krieges herrschte, aber historisch deutlich weiter zurückreichende Wurzeln hat, nämlich bis ins 19. Jahrhundert.

Bei Herrn Schildt klang schon an, dass das zentrale Antonym, also der zentrale Gegenbegriff zum Westen, häufig Russland war. Das muss nicht immer das zentrale Antonym sein; ich habe schon den Ersten Weltkrieg genannt. Seit dem 11. September 2001 ist ganz zentral der militante Islam oder Islamismus als asymmetrischer Gegenbegriff, wie das der Begriffshistoriker Reinhart Koselleck

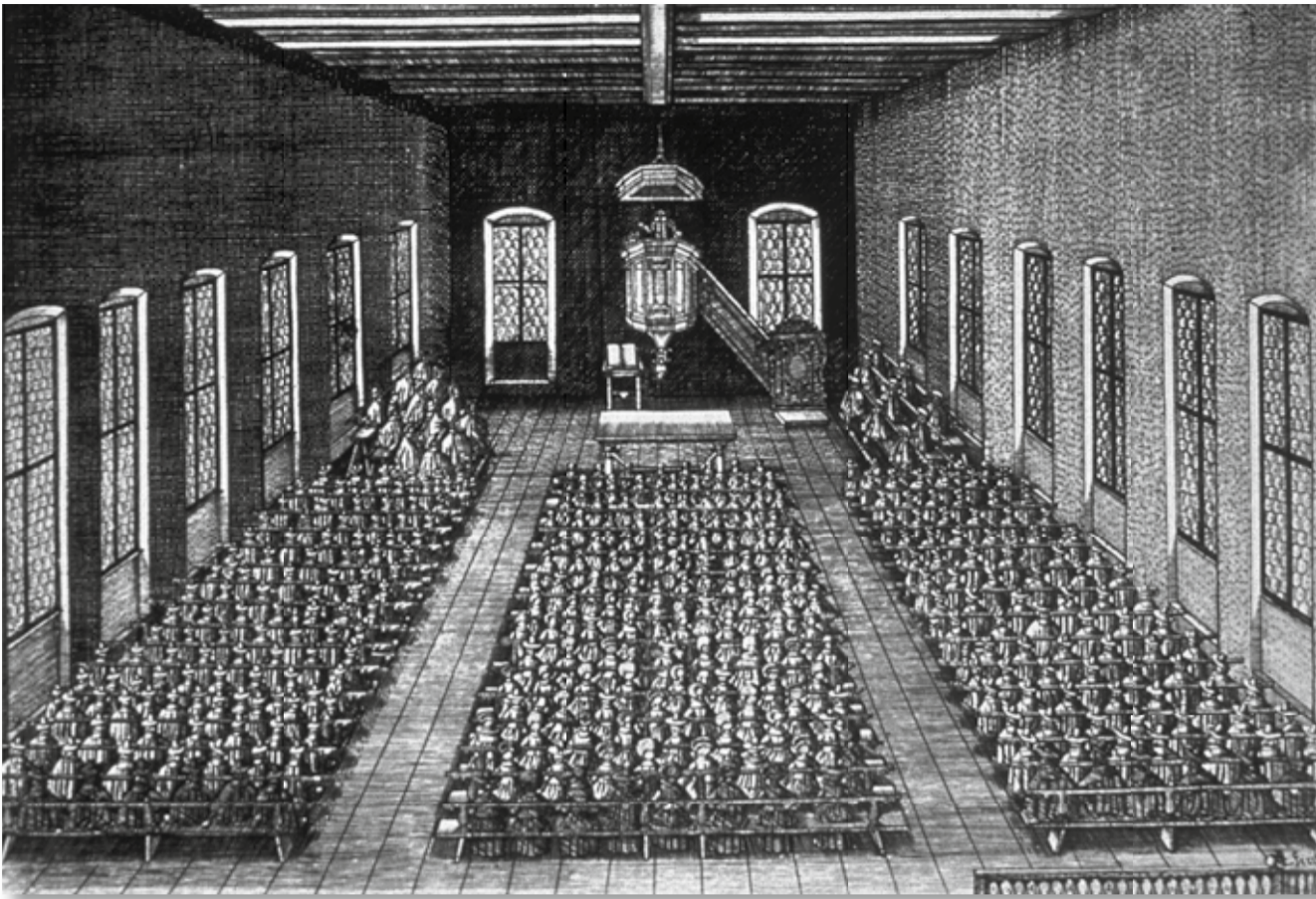
mal beschrieben hat, als „counterpart“ zum Westen hinzugetreten. Die Ironie ist, dass durch solche Gegenbegriffe die Erfolgsbedingungen für den Begriff des Westens erst geschaffen werden.

**Florian Schuller:** Professor Bavaj, wenn ich Sie vorhin recht verstanden habe, hatten Sie als These formuliert, der Begriff „Westen“ verfüge über zwei Inhalte, die nichts miteinander zu tun hätten. Entweder universalisierbare Modernisierung, die in Ouagadougou genauso möglich wäre wie in Neuseeland, oder eben klar räumlich oder geographisch verstanden. Da kann man dann überlegen: früher hat etwa Nordafrika zum Römischen Reich gehört; oder eben die theodosianische Reichsteilung, die sich ja immer noch durch Europa zieht. Kann wirklich der Westen oder Europa so allgemein für Modernisierung stehen, oder haben nicht doch räumliche Grenzen auch eine gewisse Berechtigung?

**Axel Schildt:** Ich war für beide Beiträge sehr dankbar. Natürlich ist es richtig, dass es sehr viel längere Traditionen gibt. Ich habe als Zeithistoriker eher den Drang, rasch aufs 20. Jahrhundert zu kommen, aber das Oströmische

Schisma und was dann an Entwicklungen folgte, spielt heute tatsächlich immer noch eine Rolle. Das zweite: Diese Begriffe haben zweifellos auch geographische Konnotationen, sind nicht einfach in einem Hirn für irgendwelche Chiffren von Werten entstanden, aber damit historisch eng verknüpft. Insofern ist der Beitrag von Herrn Bavaj wichtig gewesen, um begriffliche Konjunkturen zu verstehen. Wir müssen ja verstehen, warum über Jahrzehnte einer dieser Begriffe überhaupt gar nicht auftaucht oder warum vor 50 Jahren eine Diskussion überhaupt nicht hätte stattfinden können, wo nicht auch noch der Begriff des Reichs genannt worden wäre als weiterer komplementärer Begriff. Also, wir haben diese drei Begriffe: Westen, Abendland und Europa, und mit denen will man etwas ausdrücken; sonst bräuhete man sie ja nicht zu unterscheiden.

Wenn ich wieder zu den letzten Jahrzehnten zurückkehren darf: Ich habe nur versucht zu sagen, dass es zwei Vorstellungen – auch generationell und von anderen Faktoren bestimmt – gab, die einerseits das Abendland und andererseits den Westen betont haben. Heute spielt diese Unterscheidung keine wesentliche Rolle mehr, weil ich nicht sehe, dass das



Der Calvinismus – hier eine Idealdarstellung eines calvinistischen Gottesdienstes aus dem 17. Jahrhundert – sei diejenige Form des Christentums, in der sich die neuzeitliche Demokratie

ausbildete, meint Karlheinz Ruhstorfer. Denn im Calvinismus sei das Bewusstsein entstanden, dass die Ansammlung der Individuen die eigentliche Quelle der Autorität sei.

Foto: akg-images

Abendland tatsächlich eine Revitalisierung seiner Bedeutung bekäme, wie es sie vor 50 oder 60 Jahren gehabt hat. Die Bezugnahme auf das Abendland als Gegenbegriff gegen islamistische Überfremdung halte ich für ein völlig neues Phänomen, das wir unter anderen Auspizien zu befragen hätten. Da taugen die alten Gegensätze nicht mehr viel.

**Florian Schuller:** Räumliches Verständnis hat natürlich auch etwas mit Geschichte zu tun; denn im Raum, den ich definiere, ist etwas passiert und passiert jetzt etwas.

**Axel Schildt:** Noch einmal: Es hat früher eine sehr feste Vorstellung von dem gegeben, was passiert war. Ich möchte nur ein Beispiel nennen, das jedem Bildungsbürger bekannt ist, nämlich Ernst Jünger. Ernst Jünger, „Der Gordische Knoten“, 1953 mit großem Erfolg veröffentlicht, hatte nur den einen Gedanken, das, was alle sagten, als Gegensatz festzustellen, nämlich die westliche individuelle Willensfreiheit gegen die östliche schicksalhafte zwangskollektive Existenz, und zu erklären, es habe seit tausend Jahren zwischen beiden einen Krieg gegeben. Und den könnten wir eben nur

durch eine Weltregierung beenden, die dann die Amerikaner übernehmen sollen. Das war der Gedanke 1953 – wahn-sinnige Popularität. Ich weiß nicht, ob deshalb später Herr Kohl dort hingepilgert ist.

**Florian Schuller:** 1953 wäre noch ein bisschen früh gewesen für Helmut Kohl.

**Karlheinz Ruhstorfer:** Nachdem viel über die lokale, äußere und räumliche Unterscheidung gesprochen wurde und welche Rolle sie für bestimmte Identitätsbildungen gerade in Krisensituationen spielte, will ich doch nochmal die inhaltliche Seite betonen. Hier sehe ich mehrere Brüche, bin aber gleichzeitig sensibel dafür, dass die immer gekoppelt sind an eine konkrete Trägerschaft.

Das erste: In der Aufklärung und der Folgezeit wird – um 1800 herum – etwas entdeckt, das zunächst gar nicht an einen bestimmten Kulturraum wie Europa gebunden ist: die Menschheit. Der Gedanke wird dann auch christologisch oder pneumatologisch durchdekliniert und ist häufig noch gekoppelt an verschiedene Formen des Christentums, so wie etwa in Amerika; in Frankreich allerdings nicht, was sicherlich mit der Form des Katholizismus dort zusammenhängt.

Mit dieser Thematik engstens verbunden ist die Frage nach der Universalisierbarkeit bestimmter Ideen, nämlich der Freiheit, der Gleichheit, der Rationalität und damit der Funktion von Menschenrechten, die unveräußerlich und universal jedem Menschen – gleich welcher Religion, gleich welcher Kultur – gegeben sind.

In der Folgezeit gibt es einen Riesenbruch, der auch nur in der europäisch-abendländischen Kultur vorkommt, nämlich die radikale Säkularisierung bzw. die Entdeckung der „gottlosen“ Welt, so dass also die religiöse Dimension völlig

eingeklammert wird. Ich nenne nur eine Idee, die dann exportiert wird, nämlich den Marxismus. Dieser ist auch ein Produkt dieser europäisch-abendländisch-westlichen Geschichte, das dann etwa in China oder Russland Weltgeschichte macht, auch wenn es im Kalten Krieg dem Osten zugeschlagen wird. Es entstehen also Ideen, die per Definition nicht mehr gebunden sind an irgendwelche regionalen Basen und damit vom Anspruch her also wirklich universal sind.

Dieser anthropologische und damit nicht mehr theologische Universalismus, wie wir ihn etwa im Marxismus haben und wie er dann die Kämpfe der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts prägt, wird nach 1945 seinerseits problematisiert. Und nun passiert etwas in Europa bzw. im Abendland – vor allem in Frankreich, aber auch den USA, jedoch weniger in Deutschland –, dass diese abendländische aufgeklärte Rationalität selber zum Problem wird. Stichwort Postmoderne: Sie zeichnet sich dadurch aus, dass das Andere nun plötzlich als der Ort des Heiligen erscheint. Das heißt: Nun ist dasjenige, was geschützt werden muss, gerade das andere oder das Verdrängte, das Heterogene oder eben das, was in der klassischen Moderne erst einmal kolonisiert worden war. Wir befinden uns jetzt in der Phase der Dekolonisierung, in der sich Europa bewusst wird, dass es mit seinen universalen Werten in England oder in Frankreich zugleich die eigenen kolonialen Interessen vertreten hat. Fontane hat einmal bezüglich der Engländer im „Stechlin“ gesagt: „Sie sagen Christus und meinen Kattun“. Die reine Idealität war nie ganz rein, sondern immer auch an wirtschafts- und weltmachtpolitische Interessen gekoppelt. Das wird nun thematisiert.

Zugleich wird in die Krise geführt, was für unseren Kontext höchst bedeutsam ist, nämlich die Frage, ob es überhaupt universalisierbare Rechte bzw. so etwas wie Menschenrechte gibt oder ob das nicht doch ein europäisches bzw. ein abendländisches Problem oder besser: ein kolonialistisches Exportprodukt bleibt. Das ist die Problemlage, vor der wir heute stehen.

**Florian Schuller:** Die Hochschätzung des Anderen als des eigentlich zu Schützenden kann natürlich auch ein Indiz dafür sein, dass man nicht weiß, was man selber hat, und was selber zu schützen wäre.

**Riccardo Bavaj:** Zur Klarstellung zwischen den beiden Konzepten universalistisch gedachter Begriff und räumlich begrenzter Container-Raubegriff: Mit „Spannungsverhältnis“ hatte ich nicht gemeint, dass sie sich per se gegenseitig ausschließen; aber es kommt ganz darauf an, wie man den Begriff des historischen Westens, also Okzidents oder Abendlandes, ideologisch auflädt und politisch füllt. Wenn man das macht, wie das beispielsweise Heinrich August Winkler in der Tradition von Eugen Rosenstock-Huussy und Otto Hintze tut, dann ist das eine sehr liberale Auslegung des Mittelalters, wo dann in der Tat der Parlamentarismus schon angelegt ist durch die Teilung zwischen weltlicher und geistlicher bzw. zwischen fürstlicher und ständischer Gewalt...

**Florian Schuller:**... mit der Magna Charta 1215...

**Riccardo Bavaj:**... genau da fängt es schon an. Man könnte das dann weiter ziehen mit „Habeas Corpus“ und „Bill of Rights“ usw. und könnte damit versuchen, eine Genese des modernen Parlamentarismus und der Gewaltenteilung zu entwickeln. Nun hat Herr Schildt ja bereits das Gegenkonzept des christlichen



Prof. Dr. Karlheinz Ruhstorfer, Professor für Dogmatik an der Universität Freiburg



Abendlandes angesprochen. Wenn man damit an das Mittelalter herangeht, fällt es deutlich schwerer, eine solche Genealogie zu konstruieren, und dann kommt man in der Tat zu einer Gegenüberstellung dichotomischer Natur: entweder ist man Abendländer oder Westler – es gibt kein Drittes dazwischen.

Ein Kommentar zur Postmoderne: Diese führt uns zur Problematik bestimmter Begriffskonjunkturen des Westens. Es ist schon interessant, dass im Kielwasser von Jean-François Lyotards Deklaration von 1979, die großen Erzählungen seien beendet, dass dort der Gedanke des Mythos im Sinne einer Legitimitätsstiftenden, erhebenden großen Erzählung des Westens starke Kratzer erfahren hat, gepaart durch eine – Herr Ruhstorfer hat es schon gesagt – postkoloniale Kritik. Die Besonderheit der deutschen Diskussion: Nach der Wiedervereinigung hatten manche Historiker, die von der Sonderweg-Thematik her kamen, gesagt, dass Deutschland jetzt zur Gänze im Westen angekommen sei. Allerdings war zur gleichen Zeit der Westen in Frage gestellt worden als erkenntnistheoretisches Konstrukt, als kulturelle Norm und als politisches Gebilde, so dass andere Kollegen der Zunft fragten – sowohl in Deutschland als auch jenseits –, wo man denn nun eigentlich sei, wenn man „im Westen“ angekommen war. Das war die spezifische Situation, als im Jahr 2000 Heinrich August Winklers Buch „Der lange Weg nach Westen“ veröffentlicht wurde.

**Florian Schuller:** Sie haben gesagt, es gebe keine radikale Dichotomie zwischen universalistischem Verständnis und Container-Verständnis. Hängt beides aber nicht doch enger zusammen: ein universalistisches Verständnis des Westens und dessen konkrete Geschichte in einem konkreten Umfeld? Anders gefragt: War es reiner Zufall, dass Rationalität und Universalität im sogenannten Westen gedacht wurden?

**Axel Schildt:** Historiker kennen ja keine Zufälle, sondern nur Kontingenzen. Unter bestimmten Rahmenbedingungen kann Unterschiedliches passieren und unterschiedliche Folgen haben. Ihre weise Regie hat es so geführt, dass wir zunächst gesagt haben, wir müssen die Komplexität reduzieren. Jetzt wird es langsam komplexer. Denn der Augenblick, als es um 1800 losgeht mit der Entdeckung der Welt, auch der Welt ohne Gott, ist genau die Geburtsstunde der modernen Begrifflichkeit des Abendlandes – ich nenne Novalis, Gebrüder Schlegel usw. –, also der katholischen Romantik in Verbindung mit einer Reihe religiöser Konversionen zum Katholizismus. Insofern müssen wir die Sache dialektisch ansehen. Das eine fordert dann immer gleich das andere heraus.

Ein Zweites: die Postmoderne. Auch bei ihr als Diskursphänomen haben wir zwei Versionen, die überhaupt nichts miteinander zu tun haben. Die eine ist die radikalisierte Überwindung der Moderne und die andere so etwas wie eine katholische Postmoderne. Romano Guardini, gewissermaßen der Hausgeist hier, klingt beim Überholen der Moderne fast wie Walter Ulbrichts „Überholen ohne einzuholen“...

**Florian Schuller:**... oh, das ist eine wilde Parallele, die Sie ziehen...

**Axel Schildt:**... nein, nur der Begriff des „Überholens ohne einzuholen“ ist mehrfach schon in der Geschichte gefallen,...

**Florian Schuller:**... jetzt hat es gerade gerumpelt in St. Ludwig im Grab...



Foto: akg-images

Die 1787 verabschiedete Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika bildet den historischen Ausgangspunkt der westlichen Entwicklungskategorien Menschenrechte, Gewaltenteilung, Rechtsstaatlichkeit und parlamentarisches Regierungssystem.

**Axel Schildt:**... ich hoffe nicht. Es gibt schlicht und ergreifend auch diesen Impetus, mit der Moderne fertig zu werden. Das wollte ich nur sagen, und deswegen ist der Begriff der Postmoderne unglaublich schwierig; das leitet dann direkt über zu dem, was Herr Bavaj ausführte.

Wenn man Winkler nimmt – also der Westen als westliche Wertewelt, in der wir endlich glücklich angekommen sind – dann übersieht man die Komplexität dessen, was historisch der Westen war. Der war eben nie nur Liberalismus, Modernisierung und demokratischer Fortschritt. Ich bin da selber mit betroffen gewesen bei den entsprechenden Streitigkeiten. Ich hatte ein Jahr vor Winkler den Fehler gemacht, ein Buch zu veröffentlichen mit dem Titel „Ankunft im Westen“, und bin seither immer im Einklang mit Winkler zitiert worden, obwohl ich mit seiner Fassung gar nichts zu tun habe. Vielmehr ging es mir immer darum, dass ich sehen wollte, ob wir rückblickend für die 1950er und 1960er Jahre tatsächlich von einem Prozess der Verwestlichung oder „Westernization“ sprechen können. Und das können wir.

Deswegen bin ich ja aufs Abendland gekommen als einen Gegenbegriff: Das heißt nicht, dass alles, was mit Verwestlichung verbunden war, etwas mit Demokratie per se zu tun hätte. Das ist ein anderer Prozess. Man sollte als Historiker eben auch so demütig sein, zu sagen, ich weiß nicht, wie es weitergeht. Ich hätte mir auch nicht vom Jahre 2000 aus vorstellen können, wo wir heute stehen. Dazu hätte mir die Phantasie gefehlt...

**Florian Schuller:**... im Negativen wohl ...

**Axel Schildt:**... insbesondere im Negativen, leider ja.

**Karlheinz Ruhstorfer:** Wenn ich jetzt noch einmal zeitlich stärker gliedere, prägt den Westen zunächst eine Phase,

die ich tendenziell eher Neuzeit nenne als Moderne. Die Neuzeit kennt durchaus ein starkes metaphysisches bzw. ein durch und durch theologisches Denken. Zum Beispiel Immanuel Kant: Der hat einen ganz starken Begriff von Wahrheit, vom Ich, auch von absolutem Wissen – trotz allem Kritizismus; er hat einen massiven Begriff von Freiheit, der



Prof. Dr. Axel Schildt, em. Professor für Neuere Geschichte an der Universität Hamburg



*Jubel nach dem Mauerfall: Der weit verbreiteten Ansicht, dass mit der Wiedervereinigung der deutsche Sonderweg vorbei und Deutschland zur Gänze im Westen angekommen sei,*

*standen alle drei Diskussionspartner bei unserem Podiumsgespräch eher skeptisch gegenüber. Die neuesten politischen Entwicklungen müssten zur Vorsicht mahnen.*

Foto: akg-images/Eberhard Klöppel

universal und absolut gilt. „Was ist der Mensch?“ – das ist seine Frage. Gott gilt als regulative Idee, und er vertieft sein System bis zur Religionsschrift. Es bleibt Christentum, und das Ganze entwickelt sich noch weiter bei Hegel und Fichte – auch Schelling sei genannt – in Richtung einer hochtheologischen Reflexion auf das Höchste im Menschen, das zugleich göttlich ist und eben deshalb christologisch oder geist- bzw. trinitäts-theologisch – bei Hegel etwa – verstanden werden muss.

Radikal unterschieden davon ist ein anderer Begriff von Modernität, nämlich der nach Feuerbach. Hier geht es um die Weltlichkeit der Welt; es gibt keine Theologie mehr. Das heißt, wenn Sie Ihren historischen Wissenschaftsbegriff entfalten, dann ist das ein nachmetaphysischer Begriff. Durch den Wegfall des Gottesbegriffs fällt nun aber etwas weg, nämlich der Begriff der Versöhnung. Der Satz „Es ist gut“ wird unglaublich wichtig, und zwar hauptsächlich in der abendländisch-westlichen Kultur, zum Teil aber auch in Russland. Dostojewskij wäre etwa ein Beispiel für die Wahrnehmung des modernen westlichen Atheismus aus östlicher Perspektive.

Durch den Wegfall des Gottesbegriffs und der Versöhnung erfahre ich nun in der Welt ein Fremdsein, eine Enteignung des Menschen in seinem Wesentlichen. Es gehört also mit zu dieser europäischen Geschichte, dass weltgeschichtlich einmalig und erstmalig ein Bewusstsein von Kontingenz entsteht. Gleichzeitig entsteht das Bewusstsein, dass diese unversöhnte Welt einer Versöhnung bedarf, und daraus entstehen die Ideologien des 19. Jahrhunderts, vor allem der Marxismus, der Kommunismus in verschiedensten Ausprägungen und dann – in einer ganz anderen Weise, eher auf Nietzsche und auch auf verschiedene Formen von Darwinismus zurückgehend – die Faschismen, wo nun auch Eschatologie und Macht sowie andere Versionen von Versöhnung und Aufhebung der Entfremdung betrieben werden.

Was wir in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sehen, sind genau diese weltgeschichtlichen Kämpfe, von denen die politischen und militärischen nur eine der beiden Seiten darstellen. Es ist wichtig, diese Art von Modernität zu unterscheiden von einer metaphysischen. Sie hat ihren Tiefpunkt im Holocaust und der Erfahrung, dass Totalitarismus

oder identitäres Denken zu definieren beginnt, wer ein Mensch ist und wer keiner, und zwar technisch-naturwissenschaftlich-industriell durchexerziert, so dass eine bisher unbekannte Homogenisierung im Dritten Reich sowie in der Sowjetunion nicht logische Konsequenz war. Auf dieser Basis entsteht, was ich Postmoderne nennen würde – und da habe ich eben einen anderen Begriff.

**Florian Schuller:** Das heißt, dass „Westen“, wenn man ihn vom 19. Jahrhundert her sieht, beides beinhaltet: sowohl den Glauben, den Sie bei Kant – im Gegensatz zu mir – ganz stark gesehen haben, als auch die Gottlosigkeit?

**Karlheinz Ruhstorfer:** Bei Kant muss Gott postuliert werden, damit Versöhnung hergestellt wird, und, ganz simpel gesagt, die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden. Das heißt, er hat noch das eschatologische Moment der Transzendenz, das dann wegfällt, was wiederum heißt, dass es keine Versöhnung gibt. Entweder wir beseitigen, dass Kinder zwölf Stunden in den Fabriken arbeiten müssen – Marx –, oder wir be-

seitigen es eben nicht. Wir müssen jetzt die Welt ändern, und zwar mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln. Mit den Naturwissenschaften, die nicht mehr theologisch eingebunden sind, mit den Geschichtswissenschaften und all den anderen neuen Wissensformen, die im nachmetaphysischen 19. Jahrhundert entstehen, müssen wir die neue Welt schaffen.

**Florian Schuller:** Aber das hat sich nur im Westen so entwickeln können?

**Karlheinz Ruhstorfer:** Richtig. □

# Kardinal Wetter Preis 2017

Die Münchner Theologin Dr. Veronika Weidner wurde am 22. November 2017 mit dem Kardinal Wetter Preis der Katholischen Akademie Bayern ausgezeichnet. Die Fundamentaltheologin der Ludwig-Maximilians-Universität erhielt den mit 1500 Euro dotierten Preis für ihre auf Englisch verfasste Dissertation mit dem Titel „The Riddle of Divine Hiddenness“. Darin setzte sie sich mit dem in der theologischen

Forschung bisher kaum behandelten Thema auseinander, ob eine Verborgenheit Gottes, die viele Menschen beklagen, schon ein Beweis gegen Gottes Existenz sei. Lesen Sie im Nachgang die Begrüßung durch den Dekan der Katholisch-Theologischen Fakultät, das Grußwort des Uni-Präsidenten, die Laudatio und ein Gespräch der Preisträgerin mit Akademiedirektor Dr. Florian Schuller.



Die offizielle Preisübergabe an Dr. Veronika Weidner erfolgte durch Professor Andreas Wollbold, den Fakultätsdekan

(re.), und Dr. Florian Schuller, den Direktor der Katholischen Akademie Bayern.

## Begrüßung durch den Dekan der Katholisch-Theologischen Fakultät

Andreas Wollbold

„Think big!“, so haben wir uns heute gedacht, und darum war der beste Saal der Uni gerade gut genug: statt dem kleineren Fakultätenzimmer die Große Aula mit ihrem mit Jugendstilambiente und ihrer bedeutenden Historie, unter anderem als Tagungsort für die Verfassungsgebende Landesversammlung nach dem Zweiten Weltkrieg. Die einzigartigen Bilder und Inschriften aus griechischer Mythologie und Philosophie lassen uns den großen Atem der Geistesgeschichte spüren. „Think big!“

So freue ich mich ganz besonders, dass Sie in so großer Zahl gekommen sind und so das „Think big!“ durch Ihre Präsenz mit Leben gefüllt haben. Dankeschön für Ihr Kommen zur Verleihung des Kardinal Wetter Preises 2017!

Doch warum haben wir diese Preisverleihung so hoch gehängt? Es gibt einen äußeren und einen inneren Grund. Zum einen ist dieser Preis der wichtigste Nachwuchspreis für katholische Theologie in Bayern. Kardinal Friedrich Wetter, der Namensgeber des Preises, war von 1982 bis 2008 als Erzbischof von München und Freising zugleich Protektor der Katholischen Akademie Bayern, die ihm dafür durch die Stiftung des nach ihm benannten Preises dankte. Seither wird er jedes Jahr für theologische Dissertations- oder Habilitationsschriften verliehen. Die Vergabe des mit 1.500 Euro dotierten Preises erfolgt nach enger Absprache zwischen der Akademie und den katholisch-theologischen Fakultäten und Instituten aller bayerischen Universitäten im Wechsel. In diesem Jahr darf nun also die Ludwig-Maximilians-Universität und damit auch unsere Fakultät Gastgeberin sein und vor allem die Preisträgerin stellen, Veronika Weidner.

Doch es gibt auch einen inneren Grund für unser „Think big“. Mit diesem Preis werden einzelne junge Forscherpersönlichkeiten ausgezeichnet. Individuen in der Wissenschaft zu eh-



Prof. Dr. Andreas Wollbold, Dekan der Katholisch-Theologischen Fakultät der LMU, begrüßte die rund 250 Gäste in der Großen Aula der Universität.

ren scheint beinahe wie ein Anachronismus. Die Einstein-Zeiten sind doch längst vorbei, oder? Denn Wissenschaft geschieht heute weithin in großen Systemen, in Forschungsverbänden und -netzwerken. Das ist beeindruckend und zunehmend unersetzlich. Dennoch könnte es dabei den Anschein haben, als wäre der oder die Einzelne nur noch „Rädchen im Getriebe“. „Es denkt“, könnte man in freier Anlehnung an Nietzsche und Heidegger sagen, nicht mehr „Ich denke.“

Und dennoch, das Ich bleibt unersetzlich in Forschung und Wissenschaft. Wir sehen es etwa am letzten Preisträger Michael Seewald von 2011, der heute bereits Professor für Dogmatik und



Die Eltern der Preisträgerin: Katharina und Dr. Michael Weidner freuten sich mit ihrer Tochter über die Auszeichnung.

Dogmengeschichte in Münster und Heinz Maier-Leibnitz-Preisträger ist. Auf eigenes Risiko, in unverbreitbarer Denkbewegung und in freier Annäherung an die Sache des Denkens erschließt es sich Regionen des Seins, die eben nicht einfach planbar sind wie bei der Erschließung eines Geländes entsprechend einem Flächennutzungsplan. Nur so bleibt Forschung übrigens auch wirklich ergebnisoffen. Wenn das Grundgesetz in Artikel 5 Absatz 3 die Wissenschafts- und Forschungsfreiheit so hoch schätzt, dass es diese im Grundrechtsteil unter „Ewigkeitsschutz“ gestellt hat, dann bedeutet diese Tatsache ja eben gerade anachronistisch – und die großen Köpfe griechischen Denkens in der Großen Aula stehen dafür ein –, dass hier allen Systemmächtigen Grenzen gesetzt werden gegenüber der Freiheit jedes Einzelnen, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen. So haben Veranstaltungen wie diese nicht zuletzt gegenüber dem wissenschaftlichen Nachwuchs die Aufgabe, die Kategorie

des Einzelnen wieder bewusst zu machen, wie es Kierkegaard angesichts der Dominanz der totalen Systemphilosophie Hegels für sich einmal als Lebensaufgabe formulierte, so Sören Kierkegaard in „Die Schriften über sich selbst.“ □

## Presse

**KNA – 10. November 2017** – Der diesjährige Kardinal-Wetter-Preis geht an die Münchner Nachwuchswissenschaftlerin Veronika Weidner. Sie erhält die mit 1500 Euro dotierte Auszeichnung für ihre Dissertation „The Riddle of Divine Hiddenness“ (Das Rätsel der göttlichen Verborgenheit) im Fach Theologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Die öffentliche Preisverleihung findet am 22. November statt, die Laudatio hält der Fundamentaltheologe Armin Kreiner.

# Grußwort des Präsidenten der Ludwig-Maximilians-Universität

Bernd Huber

Ich freue mich sehr, Sie alle hier zur Verleihung des Kardinal Wetter Preises willkommen zu heißen. Ich will, entgegen dem Protokoll, zunächst die Preisträgerin begrüßen, Frau Veronika Weidner. Herzlichen Glückwunsch zu diesem Preis, der ja eine wunderbare Auszeichnung ist. Jeder, der einmal eine Dissertation verfasst hat, oder auch eine Habilitation, weiß, wie viele Stunden man da sitzt, alleine. Manchmal hat man das Gefühl, es geht gut, manchmal hat man das Gefühl, es geht ganz schlecht. Man durchlebt Höhen und Tiefen, man muss sich durchsetzen und durchkämpfen. Und wenn diese Arbeit dann am Ende ausgezeichnet wird, ist es umso besser.

Sie sind im Übrigen ein schönes Beispiel für die Einzelforschung und für die Leistung des einzelnen Wissenschaftlers, der einzelnen Wissenschaftlerin. Das ist uns an der LMU München ein großes Anliegen: So wichtig Verbundforschung ist, so wichtig es ist, dass wir Sonderforschungsbereiche und For-

scherguppen haben, so wichtig ist eben auch – als Rückgrat der Wissenschaft – der einzelne Wissenschaftler und die einzelne Wissenschaftlerin, die selbst etwas schreiben, etwas publizieren. Das ist immer noch der Kern der Wissenschaft – jedenfalls nach der Auffassung, die wir hier an der LMU München vertreten – und das ist zum Beispiel auch die Basis unserer erfolgreichen Anträge in der Exzellenzinitiative gewesen.

Dann möchte ich natürlich den Herrn Kardinal ganz herzlich willkommen heißen. Herr Kardinal, Sie sind uns ja in vielfältiger Weise verbunden. So waren Sie viele Jahre im Kuratorium der LMU München und haben dort in einer durchaus kritischen Phase um 2005 herum sehr für uns gewirkt. Dafür bin ich Ihnen – das wissen Sie – dankbar, und es ist sehr schön, dass der Preis, der Ihren Namen trägt, heute an der LMU München verliehen wird.

Ich darf darüber hinaus Herzog Franz von Bayern begrüßen. Auch hier möchte ich erwähnen, Königliche



Prof. Dr. Bernd Huber, der Präsident der LMU (li.) – hier zusammen mit Prof. Dr. Werner Weidenfeld, Direktor des Centrums für angewandte Politik-

wissenschaften, – sprach ein Grußwort, in dem er auch auf die Bedeutung von Dissertationen für die Wissenschaft zu sprechen kam.

Hoheit, dass Sie der Universität auf vielfache Weise verbunden sind: als Mitglied des Hochschulrats etwa, oder als langjähriger Förderer und Unterstützer der Münchner Universitätsgesellschaft. Auch Sie haben immer wieder viel für unsere Universität getan. Auch Ihnen dafür einen ganz herzlichen

Dank; es ist schön, dass Sie uns heute Abend die Ehre geben.

Abschließend möchte ich der Preisträgerin nochmals im Namen der LMU München, wie auch persönlich, herzlich gratulieren und darf allen Anwesenden noch eine anregende und feierliche Veranstaltung wünschen. □



Dekan Andreas Wollbold unterhielt sich vor der Veranstaltung mit Kardinal Friedrich Wetter.



Für die abwechslungsreiche musikalische Gestaltung sorgte das Posaunen-Quartett „BiMaCaTo“ mit Marianne

Reißler, Carsten Ahner, Birgit Henke und Thomas zur Lage (v.l.n.r.).



Auch eine Anzahl Studierender fand sich zur Akademischen Feier in der Großen Aula ein.

## Der Kardinal Wetter Preis

Friedrich Kardinal Wetter war 1982 bis 2008 als Erzbischof von München und Freising zugleich Protektor der Katholischen Akademie in Bayern, die er über alle die 25 Jahre unterstützte und förderte. Bei seinem Ausscheiden aus dem Amt des Erzbischofs im Jahr 2008 dankte ihm deshalb die Akademie durch die Stiftung des nach ihm benannten Preises. Sie will damit neben der Fürsorge Kardinal Wetters für diese gesamtbayerische Institution vor allem auch seine Verdienste als Professor der Theologie und seinen erzbischöflichen Dienst an der Einheit in der Kirche

in ehrender öffentlicher Erinnerung halten.

So wird der Kardinal Wetter Preis seit 2008 jährlich für Dissertations- und Habilitationsarbeiten aus allen theologischen Disziplinen verliehen. Die Vergabe des mit 1.500 Euro dotierten Preises erfolgt nach enger Absprache gemeinsam durch die Akademie und abwechselnd die katholisch-theologischen Fakultäten bzw. Institute der bayerischen staatlichen Universitäten und der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt.

# Laudatio auf Veronika Weidner

Armin Kreiner

## I.

Veronika Weidner hat sich in ihrer Dissertation mit einem Argument auseinandergesetzt, das die Religionsphilosophie seit mehr als zwanzig Jahren beschäftigt. Sie hat dies auf eine Weise getan, die die Katholisch-Theologische Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität dazu bewogen hat, ihre Dissertation für den Kardinal Wetter Preis vorzuschlagen, den sie heute in Empfang nimmt. Ich darf Ihnen die Gründe für diese Entscheidung erläutern.

Das Argument stammt von dem kanadischen Religionsphilosophen John Schellenberg und dreht sich um die Verborgenheit Gottes, daher „hiddenness argument“. Wie das berühmte Theodizee-Argument soll auch dieses Argument aufzeigen, dass Gott – genauer gesagt der theistische Gott – nicht existiert. Das Theodizee-Argument besagt: Würde Gott tatsächlich existieren, gäbe es nicht so viel Übel und Leid in der Welt. Das „hiddenness argument“ besagt: Würde Gott tatsächlich existieren, bliebe er nicht so vielen Menschen verborgen.

Das klingt auf den ersten Blick erstaunlich, ja fast schon irgendwie paradox. Es klingt erstaunlich, weil in allen theistischen Traditionen betont wurde, Gott sei verborgen. Andernfalls wäre er gar nicht Gott, und andernfalls würde auch die Rede von einer Offenbarung Gottes keinen Sinn ergeben. Und es klingt paradox, weil ein verborgener Gott doch existieren muss, weil er andernfalls gar nicht verborgen sein könnte. Warum also soll die Verborgenheit Gottes gegen seine Existenz sprechen?

Um diese Frage zu beantworten, musste Weidner zunächst klären, was es mit der traditionellen Rede von der göttlichen Verborgenheit auf sich hat. Das ist im Wesentlichen eine ideen- oder theologiegeschichtliche Aufgabe. Wenn systematische Theologen historisch arbeiten, kann einiges schief gehen. Umgekehrt gilt natürlich Gleiches! Es besteht immer die Gefahr, sich in den historischen Details zu verzetteln und den sprichwörtlichen Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen. Dann wird die Sache in der Regel verwirrend statt



Prof. Dr. Armin Kreiner, Professor für Fundamentaltheologie an der Universität München, hielt die Laudatio auf Dr. Veronika Weidner.

erhellend. Vermeiden lässt sich das durch ein Gespür für das Wesentliche und durch den Mut, Unwesentliches auszublenden. Frau Weidner hat beides bewiesen.

## II.

Die traditionelle Rede von der göttlichen Verborgenheit ist ein verschlungenes Knäuel. Im ersten Teil ihrer Arbeit hat Weidner die systematisch relevanten Fäden dieses Knäuels mit souveränem Überblick und großer Klarheit entwirrt.

Dadurch hat sie die Voraussetzungen geschaffen, um Schellenbergs Argument richtig einordnen zu können. Wenn in der Tradition von der Verborgenheit Gottes die Rede war, war damit primär Gottes Wesen oder seine Gegenwart gemeint; bei Schellenberg geht es dagegen um die Verborgenheit der Existenz

Gottes. Ausgangspunkt seines Arguments ist nicht die Behauptung, dass viele nicht mehr an Gott glauben wollen, obwohl sie dies durchaus könnten, sondern die Behauptung, dass sie nicht mehr an ihn glauben können, auch wenn sie dies wollten. Der Grund, warum sie nicht glauben können, hängt mit den fehlenden Evidenzen zusammen. Im Englischen gibt es den Spruch: Absence of evidence is not evidence of absence. Schellenberg will zeigen, dass dies für die Existenz Gottes nicht gilt. Die Tatsache, dass die Evidenzen für die Existenz Gottes alles in allem unzureichend sind, ist seines Erachtens ein überwältigendes Indiz gegen seine Existenz. Der Grund ist folgender: Wer nicht an Gott glauben kann, kann auch in keine Beziehung zu ihm treten. Genau das würde Gott, wenn er denn existieren würde, nicht zulassen – und zwar per definitionem.

Schellenberg ist ein Vertreter der analytischen Philosophie. „Analytisch“ bezeichnet einen Stil des Philosophierens mit spezifischen Methoden und Standards. Ein Kennzeichen analytischen Philosophierens besteht darin, zu fragen, was Begriffe wie „glauben“ genau bedeuten. Ein weiteres Kennzeichen besteht darin, die Prämissen eines Arguments so klar wie nur möglich herauszuarbeiten und zu begründen, was natürlich nur funktioniert, wenn die Begrifflichkeiten geklärt sind.

Wie jede Kunst muss auch die Kunst des analytischen Philosophierens erlernt werden. Frau Weidner hat es in verblüffend kurzer Zeit geschafft, sich diesen Stil anzueignen und formvollendet zu beherrschen. Ganz offensichtlich besitzt sie ein Naturtalent für analytisches Philosophieren. Aufgrund dieses Talents ist ihre Exposition des Arguments sehr detailliert und außergewöhnlich präzise.

Eine theologische Arbeit kann durchaus einräumen, dass Schellenbergs Argument bedenkenswert ist. Aus begrifflichen Gründen kann eine theologische Arbeit aber nicht mit dem Eingeständnis enden, dass das Argument zwingend ist. Das lässt sich einzig und allein durch den Nachweis vermeiden, dass mit einer der Prämissen etwas nicht stimmt. Damit setzt sich der dritte Teil der Arbeit auseinander.

## III.

Die bisherigen theologischen Repliken schlagen unterschiedliche Wege ein. Der einfachste Weg besteht darin, Schellenbergs Gottesbegriff zu hinterfragen. Der von ihm kritisierte Theismus,

so behaupten einige, sei zu anthropomorph. Andere behaupten, Gottes Existenz sei gar nicht verborgen. Wiederum andere behaupten, Gott sei zwar verborgen. Dies ermögliche aber gewisse wertvolle Dinge, die andernfalls unmöglich wären.

Weidner schlägt einen anderen Weg ein, und zwar einen, der mir der denkerisch anspruchsvollste und originellste zu sein scheint. Sie fragt sich, ob man tatsächlich von der Existenz Gottes überzeugt sein muss, um in eine Beziehung zu ihm treten zu können. Die spontane Antwort dürfte lauten: Selbstverständlich! Weidner ist anderer Meinung. Damit steuert sie einen innovativen Beitrag zur Debatte um das „hiddenness argument“ bei. Ihre These begründet sie unter anderem mit originellen Gedankenexperimenten, die darauf hinauslaufen, das Verständnis von „Glauben“ neu zu überdenken. Konkret bedeutet das eine Unterscheidung zwischen „belief“ und „assumption“. Wenn dies zutrifft, ist eine der Prämissen von Schellenbergs Argument nicht zutreffend und seine abschließende Konklusion daher nicht zwingend. Ob sich das Argument angesichts dieser Kritik reformulieren lässt, steht auf einem anderen Blatt.

Weidner hat ihre Dissertation in Englisch verfasst. Das hat unter anderem den Vorteil, das Problem der teilweise unübersetzbaren Termini zu umgehen. Ich wüsste nicht, wie man zum Beispiel den Ausdruck „nonresistant non-belief“ ins Deutsche übersetzen sollte. Das hat aber vor allem den Vorteil, dass die Arbeit für einen viel weiteren Kreis zugänglich wird. Ich schätze, auch in der Theologie wird der Trend in Zukunft wohl dahin gehen, Dissertationen in Englisch zu schreiben – wenn man es kann. Weidner hat es riskiert und gezeigt, dass sie es kann. Ihr unpräziser Stil macht die Arbeit trotz des hohen Reflexions- und Abstraktionsniveaus sehr gut lesbar.

Das waren die Gründe, die unsere Fakultät dazu bewogen haben, die Dissertation von Veronika Weidner für den Kardinal Wetter Preis vorzuschlagen. Ich möchte hinzufügen, dass mehrere nicht minder preiswürdige Vorschläge zur Auswahl standen. Dass in diesem Jahr eine systematische, analytische, englischsprachige Arbeit das Rennen gemacht hat, freut nicht nur die Preisträgerin, sondern auch mich sehr. Ihr Mut hat sich auszahlt, und ihr Können wurde belohnt. Mein herzlicher Glückwunsch! □



Eine große Zahl von Theologieprofessoren der Universität München nahm an der Akademischen Feier teil: Unser Foto zeigt von links Markus Vogt (Sozial-

ethik), Gerd Häfner (Biblische Einleitung), Winfried Haunerland (Liturgiewissenschaft) und Knut Backhaus (Neues Testament).



Dr. Walter Bayerlein, langjähriges Mitglied des Zentralkomitees der deutschen Katholiken und aktiver Freund der Katholischen Akademie,

fand Platz neben Prof. Dr. Isabelle Mandrella, Professorin für Philosophie und philosophische Grundfragen der Theologie an der LMU.

## Die Preisträgerin im Gespräch

**Florian Schuller:** Frau Weidner, was hat Sie dazu bewogen, Theologie zu studieren?

**Veronika Weidner:** Ich bin in Berlin auf eine Jesuitenschule, das Canisius-Kolleg, gegangen, und dort kam mir das große Privileg zu, in der Oberstufe einen Profil-Kurs bei P. Klaus Mertes SJ im Fach Religion belegen zu können. Es hat wahnsinnig Spaß gemacht, über unsere Glaubensüberzeugungen nachzudenken und diese durchzudenken. Das wurde im Leistungskurs bei P. Georg Sans SJ intensiv fortgeführt, der jetzt hier in München an der Hochschule für Philosophie den Eugen-Biser-Stiftungslehrstuhl für Religions- und Subjektphilosophie innehat. Diese positiven Erfahrungen haben mich dann auch dazu bewogen, Theologie zu studieren. Zuvor habe ich ein Semester Philosophie studiert. Ich bin der Theologie wie der Philosophie zugetan.

**Florian Schuller:** War es demnach der jesuitische Impuls, dass Sie zunächst bei der Philosophie gelandet sind?

**Veronika Weidner:** Ja, das, was wir im Profil- und Leistungskurs behandelt haben, war wohl Religionsphilosophie. Dann stellte sich mir aber doch die Frage: Was mache ich beruflich nach dem Philosophiestudium? Weil ich ebenso auch an der Theologie interessiert war, habe ich in Freiburg zunächst ein Lehramtsstudium mit den Fächern Theologie und Altgriechisch begonnen und bin dann auf das Diplomtheologie-Studium umgesattelt.

**Florian Schuller:** Sie waren ebenfalls für einige Zeit in Oxford, zuvor auch in München an der Hochschule für Philosophie. Treibt man eigentlich Philosophie unterschiedlich – in Berlin, in Freiburg, in München oder auch in Oxford?

**Veronika Weidner:** Philosophie habe ich nur ein Semester lang in Berlin studiert, und ein bisschen dann in Freiburg und München.

**Florian Schuller:** Und Theologie, an diesen unterschiedlichen Orten?

**Veronika Weidner:** Das unterscheidet sich sicherlich überall mal mehr oder weniger. Was ich in Oxford intensiv kennen lernen durfte und vorher vor allem durch das Lesen von Texten kannte, ist die analytische Philosophie. Diese zeichnet sich unter anderem durch den Willen zur größtmöglichen Präzision und Klarheit in der Formulierung und Analyse von Argumenten aus. Es wird der analytischen Philosophie aber auch nicht zu Unrecht vorgeworfen, geschichtsvergessen zu sein und zu meinen, das Rad inhaltlich gesehen neu zu erfinden.

**Florian Schuller:** Aber im ersten Teil Ihrer Arbeit waren Sie sehr geschichtsbewusst.

**Veronika Weidner:** Ja, ich bin aber mit Siebenmeilenschritten durch die Geschichte gelaufen, und habe knapp und prägnant ein paar wichtige Stationen skizziert, wie die Verborgenheit Gottes traditionell verstanden wurde. Das könnte man sicher noch sehr viel detaillierter ausführen, aber die Absicht war nur zu zeigen, worum es in der

Arbeit nicht geht. Deswegen habe ich versucht, mich hier kurz zu fassen.

**Florian Schuller:** Treibt man als Frau Theologie anders wie als Mann?

**Veronika Weidner:** Ich weiß aus eigener Erfahrung nur, wie es ist, als Frau Theologie zu betreiben. Es könnte sein, dass man als Frau vielleicht für bestimmte Themen sensibler ist oder noch andere Zugänge zu Themen hat. Aber im Prinzip würde ich die Frage spontan eher verneinen.

**Florian Schuller:** Hat Ihnen die Förderstruktur an der LMU geholfen?

**Veronika Weidner:** Genau, ich hatte das große Glück, Mentee im Frauenförderprogramm der LMU, dem LMU-Mentoring Programm, zu sein. Davon habe ich ideell wie finanziell sehr profitiert. Es ist ganz wichtig – unabhängig vom Fach, ob nun z.B. in der Theologie oder auch Medizin –, dass man den weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchs in besonderer Weise fördert, vor allem auch schon Doktorandinnen und nicht erst Habilitandinnen. Viele hören ja nach der Promotion auf. Nur sehr Wenige gehen tatsächlich den Weg in der Wissenschaft weiter, auch wenn sie es könnten und wollten. Die Universitäten und Fakultäten müssen hier weiterhin ein Zeichen setzen und sagen: Uns ist es ein großes Anliegen, Frauen auf ihrem Weg in der Wissenschaft zu fördern und auch zu beraten – gerade

gegen Ende der Promotion, wenn die Frage im Raum steht, wie es denn weitergehen könnte.

**Florian Schuller:** Dann kommen wir mal zu Ihrem Thema. Können Sie in ganz einfachen Worten erklären: Erstens, um welches Problem handelt es sich, und zweitens, was ist Ihre These dazu?

**Veronika Weidner:** Okay, die Frage, die ich in der Doktorarbeit zunächst versuchen wollte zu beantworten, letztlich aber noch nicht beantwortet habe, lautet: Warum gibt es Menschen, denen die Existenz Gottes kognitiv oder genauer gesagt epistemisch verborgen ist? Das sogenannte Hiddenness-Argument von John Schellenberg ist in Kurzform so aufgebaut: Wenn Gott existiert, gibt oder gab es nicht eine endliche Person, die ohne eigenes Verschulden nicht von der Existenz Gottes überzeugt ist. Es gibt oder gab aber mindestens eine endliche Person, die ohne eigenes Verschulden nicht von der Existenz Gottes überzeugt ist. Also existiert Gott nicht.

**Florian Schuller:** Ist das ein Argument, das sich aus Schellenbergs eigener Persönlichkeit heraus erklären lässt? Dieser mindestens eine Mensch, der nicht an Gott glauben kann, ist das Schellenberg selbst, der seine Lebensgeschichte, seine Nicht-glauben-können-Geschichte in ein anti-theistisches Argument umwandelt?

**Veronika Weidner:** Das Argument hat tatsächlich einen autobiographischen Hintergrund. Ich durfte ihn auf einer Konferenz kennenlernen und mit ihm über das Argument sprechen. Er ist ein sogenannter former believer, das heißt, er war früher mal von der Existenz Gottes überzeugt. Er ist in einer

sehr religiösen, christlich-evangelikalen Familie aufgewachsen, und dann vor allem durch das Philosophiestudium vom christlichen Glauben abgekommen. Er hat sich aber in seinem Leben schon in verschiedene Richtungen bewegt, hin zum Agnostizismus bis zum Atheismus, dann zurück zum Theismus, jetzt ist er allerdings endgültig beim Atheismus gelandet. Er ist insofern ein hoch interessanter Atheist, weil er sich nicht vom Thema Religion verabschiedet hat, sondern weiterführende religionsphilosophische Überlegungen anstellt. Er sagt: „Ich habe jetzt gezeigt, dass der Theismus falsch ist,“ – damit meint er Christentum, Judentum und Islam ...

**Florian Schuller:** ... mit deren personalem Gottesbild ...

**Veronika Weidner:** ... genau, die monotheistischen Religionen. Er fährt fort: „Aber wir müssen weiter nachdenken über eine transzendente Realität, die nicht personal ist, und diese religiöse Suche hat im Prinzip erst begonnen.“

**Florian Schuller:** Aber ist es nicht doch etwas arrogant, die eigene Überzeugung zur Basis eines großen, die gesamte theistische Tradition auf die Seite stoßenden Arguments zu machen?

**Veronika Weidner:** Vielleicht sollte man hier unterscheiden. Es kann sein, dass seine persönliche Erfahrung ihn mit motiviert hat, dieses Argument zu entwickeln. Auch auf andere Wissenschaftler könnte das zutreffen, dass die Wahl ihrer Forschungsthemen auch biographisch oder durch sonst ein persönliches Interesse begründet ist. Aber es ist nicht arrogant, einen Beitrag zur Wissenschaft zu leisten und ein philosophisches, im Detail durchdachtes Argument zu präsentieren und objektiv



Nach der Preisverleihung führte Akademiedirektor Dr. Florian Schuller ein Gespräch mit Dr. Veronika Weidner, in dem die ausgezeichnete Nachwuchswissenschaftlerin einen Einblick in ihre

Dissertation gab, die sich mit dem kanadischen Philosophen John Schellenberg befasst.

nachvollziehbare Gründe zu liefern, warum er von dessen Stichhaltigkeit überzeugt ist. Das ist als Wissenschaftler sein gutes Recht.

**Florian Schuller:** Als ich mich im Vorfeld dieses Tages mit seinem Axiom beschäftigt habe, kam es mir vor wie eine Kombination einerseits von Karl Poppers Falsifizierungsthese und andererseits ein ins Negative gewandelter Descartes: „cogito, ergo Deus non est“. Könnte man ihn in solche Traditionen stellen?

**Veronika Weidner:** Vielleicht, darüber müsste ich nachdenken. Auf die Idee bin ich so noch nicht gekommen.

**Florian Schuller:** Sie haben vorhin erzählt, Sie haben Schellenberg persönlich kennengelernt. Welche Konsequenzen hatte diese Begegnung für Ihre Beschäftigung mit dem Thema? Waren Sie nachher vorsichtiger, weil Sie ihn als Mensch kennengelernt hatten? Hat das Thema eine andere Dimension bekommen, seit nun dieser konkrete Mensch dahinter stand?

**Veronika Weidner:** Ja, das hat meine Beschäftigung mit dem Thema tatsächlich etwas beeinflusst. Er war ein sehr wohlwollender Gesprächspartner und hat mir kleiner Anfängerin geduldig meine Fragen beantwortet, ob ich sein Argument richtig verstanden habe. Ich finde, dass man das Argument durchaus ernst nehmen sollte. Das ist auch der Grund, warum ich es zunächst so detailliert auseinanderklamüsert und mich dann in meiner Antwort auf ein Detail konzentriert habe, damit man nicht zu schnell an dem Argument vorbeigeht, was teilweise leider auch passiert. Unter anderem auch wegen dieser etwas unglücklichen Begriffsbezeichnung der „Verborgenheit Gottes“, aufgrund derer es manche Theologen und Philosophen zunächst in eine falsche Schublade einordnen.

Motiviert war ich auch durch „Gaudium et Spes“, wo es heißt, dass der Atheismus zu den ernstesten Gegebenheiten unserer Zeit zählt und einer sorgfältigeren Prüfung bedarf. Genau das habe ich mir während des Verfassens meiner Arbeit auf die Fahne geschrieben. Allerdings habe ich das Problem nicht gelöst, vielleicht nicht einmal im Ansatz.

Ich habe auch keine allumfassende Widerlegung präsentiert. Sondern ich habe mir im dritten Teil meiner Arbeit ein kleines Detail, nämlich eine Unterprämisse des Arguments herausgegriffen, weil Sie vorher nach meiner These fragten. In dieser Unterprämisse behauptet Schellenberg, dass man von Gottes Existenz überzeugt sein muss, um sich Gott persönlich zuwenden zu können. Ich habe versucht zu zeigen, dass diese Unterprämisse nicht wahr ist. Meiner Ansicht nach ist ein Annahmeglaube an die Existenz Gottes hinreichend, um in der Lage zu sein, eine persönliche Beziehung mit Gott zu führen. Wenn diese Unterprämisse tatsächlich nicht wahr ist, dann ist das Argument nicht stichhaltig.

**Florian Schuller:** Also eine logische Argumentation, weniger eine theologische.

**Veronika Weidner:** Ich würde sagen, es war inhaltlich eine theologische und formal eine philosophische Argumentation. Die Hintergrundüberlegung lautet, dass wenn man sich mit einem deduktiven Argument auseinandersetzt und untersuchen möchte, ob es stimmt, dann schaut man zuerst, ob in ihm logisch korrekt geschlossen wird, also ob es gültig ist.

**Florian Schuller:** Ganz klassisch: „Concedo maiorem, nego minorem.“

**Veronika Weidner:** Ja, spannend ist immer die nächste Frage: Sind die Prämissen eines Arguments tatsächlich wahr? Wenn sie alle wahr sind, dann ist auch die Konklusion wahr. Und Schellenberg tritt mit einem sehr großen Selbstbewusstsein auf, wenn er sagt: Er hat einen schlagenden Beweis gegen die Existenz Gottes gefunden. Er will also ein deduktives Argument verteidigen, das in seinen Augen stichhaltig ist.

**Florian Schuller:** Und was meint er zu Ihrer Arbeit?

**Veronika Weidner:** Ich hatte das Glück, dass er sie gelesen hat und sie sehr gut fand, was mich irre gefreut hat. Das war das größte Kompliment, unabhängig von meiner Note. Er hat sich drei Monate Zeit genommen, mir 77 Mini-Detail-Kommentare zu geben, und hat sogar gesagt, ich soll die Arbeit publizieren, was mich auch ehrt, weil Doktorarbeiten im englischsprachigen Raum eher selten publiziert werden.

**Florian Schuller:** Es war die erste Doktorarbeit im deutschsprachigen Raum zu Schellenberg?

**Veronika Weidner:** Ja. Es war, soweit ich weiß, in Deutschland die Erste. Ich habe sie ja allerdings englischsprachig verfasst und werde so hoffentlich einen kleinen Beitrag zur aktuellen Hiddenness-Debatte liefern können, wenn sie denn mal veröffentlicht ist.

**Florian Schuller:** Wie geht es dann weiter mit Ihnen? Von welchen Zukunftsperspektiven träumen Sie?

**Veronika Weidner:** Ich würde meinen Weg gerne weiter in der Wissenschaft gehen. Mein Vertrag am Lehrstuhl für Fundamentaltheologie läuft noch bis März 2020. Das ist eine 50% Stelle. Ich überlege gerade, mich noch für ein zusätzliches Postdoc- bzw. Habilitations-Stipendium zu bewerben. Auf jeden Fall möchte ich mich habilitieren.



*Kardinal Friedrich Wetter und Herzog Franz tauschten sich länger aus.*



*Dr. Veronika Weidner freute sich sehr über die Glückwünsche.*



*Herzog Franz von Bayern, Prof. Dr. Werner Weidenfeld und Prälat Dr. Lorenz Wolf, Leiter des Katholischen Büros in Bayern (v.l.n.r.), – alle drei*

*sind Mitglieder der Akademieleitung – zeigten durch ihre Präsenz in der ersten Reihe, dass der Kardinal Wetter Preis einen hohen Stellenwert hat.*



Dr. Walter Bayerlein (re.) und Prof. Dr. Alois Baumgartner, Professor em. für Katholische Sozialethik, trafen sich auf

dem kleinen Empfang nach der Preisverleihung.



Vertraten die Orthodoxe Theologie bei der Verleihung des Kardinal Wetter Preises: die Professoren Konstantin Nikolakopoulos (li.) und Athanasios Vletsis (Mitte).



Ordinariatsrätin Dr. Anneliese Mayer – hier mit dem Akademiedirektor – war die offizielle Vertreterin der Erzdiözese München und Freising.



Dr. Veronika Weidner wusste die Grundthesen ihrer Dissertation sehr gut darzulegen.

**Florian Schuller:** Wissen Sie schon, in welchem Bereich?

**Veronika Weidner:** Ich würde mich gerne in der Fundamentaltheologie habilitieren und habe auch schon eine erste Idee für die Habilitationsschrift. Aber momentan bin ich noch mit anderen Publikations-Projekten beschäftigt, zum Beispiel geben Professor Kreiner und ich zusammen mit einem Kollegen aus Innsbruck einen Sammelband zum Thema der „Verborgenheit Gottes“ heraus, für den wir unter anderem erstmalig einschlägige Aufsätze aus der Hiddenness-Debatte ins Deutsche übersetzen. Es wäre klasse, wenn die Debatte auch im deutschsprachigen Raum Fuß fassen würde, aber dazu braucht es erstmal Übersetzungen.

**Florian Schuller:** Eine letzte, sehr persönliche Frage. Hat die Beschäftigung mit dem Argument von Schellenberg Ihren persönlichen Glauben verändert?

**Veronika Weidner:** Es geht nicht spurlos an einem vorüber.

**Florian Schuller:** Gott sei Dank.

**Veronika Weidner:** Die Festen des Glaubens, die ja auch nicht aus Beton sind, haben ziemlich gewackelt.

**Florian Schuller:** Aber sind nicht radikal eingestürzt?

**Veronika Weidner:** Nein, das Haus ist nicht eingestürzt, aber vielleicht ein etwas fragilerer Bau geworden, der gleichzeitig durch die Beschäftigung mit den Annahmen des Arguments und die Suche nach Antworten darauf paradoxerweise auch kerniger geworden ist.

**Florian Schuller:** Was könnten die Pfeiler sein, die bei diesem jetzt etwas fragiler gewordenen Haus des Glaubens gerade durch die Beschäftigung mit Schellenberg verstärkt worden sind?

**Veronika Weidner:** Zum Beispiel bin ich mir des theistischen Gottesverständnisses, das meiner Meinung nach etwas komplexer ist, noch sehr viel bewusster geworden, was vorhin auch Professor Kreiner angesprochen hat. Hier ist schon die Frage, ob Schellenberg nicht darin irrt, unser Verständnis einer menschlichen Person einfach so, ohne irgendein Problembewusstsein, für unser Verständnis von Gott als Person zu übernehmen. Oder ob das, was Schellenberg mit einer zwischenmenschlichen Beziehung, die auf Liebe begründet ist, verbindet, nahezu eins zu eins auf eine von Liebe geprägte Beziehung zwischen Gott und den Menschen übertragbar ist. Die grundsätzliche Frage ist also, welchen Theismus Schellenberg hier im Blick hat und kritisiert.

**Florian Schuller:** Frau Weidner, ganz herzlichen Dank für dieses offene Gespräch und am Ende auch für den Blick in Ihre eigene Glaubensgeschichte. Das bleibt das Faszinierende bei der Theologie, dass sie einen wirklich packt. □